



*„ Mit den neuen DuMont Reiseabenteuern, mit diesen frisch
erzählten Reiseimpressionen und Reportagen, erlese, erfühle
und verstehe ich die Welt neu, in ihrer ganzen Vielfalt und
ihrer ganzen Faszination. Sofort selbst losfahren oder einfach
weiterlesen – das sind die einzigen Alternativen. «*

Maria Anna Hälker, Chefredakteurin DuMont Reiseverlag

© 2013 DuMont Reiseverlag, Ostfildern
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
www.dumontreise.de

DUMONT REISEABENTEUER



INHALT

Thomas Aders			
Über die Anden bis ans Ende der Welt			
<i>Der Weg des Todes</i>	6		
Gerald Drißner			
Als Spion am Nil			
<i>Schubra Kas</i>	22		
Gavin Francis			
Empire Antarctica			
<i>Ein Blick aufs Eis</i>	38		
Dennis Freischlad			
Die Suche nach Indien			
<i>Thanjavur</i>	44		
John Harrison			
Wolkenpfad			
<i>Ein neues Eden</i>	56		
Philipp Hedemann			
Der Mann, der den Tod auslacht			
<i>Im Höllenloch der Schöpfung</i>	68		
Philipp Lichterbeck			
Das verlorene Paradies			
<i>Unterwegs in den Vorhof der Hölle</i>	84		
Jens Mühling			
Mein Russisches Abenteuer			
<i>An ihren Bärten sollt ihr sie erkennen</i>	94		
Colin Thubron			
Im Schatten der Seidenstraße			
<i>Morgendämmerung</i>	108		

Sieben Wochen Anden extrem

»Ich segne die Motorräder mit den amtlichen Kennzeichen NG 71981 und 71988«. Der wettergegerbte Priester Julio Mamani gießt hochprozentigen Schnaps über die staubigen Straßenmaschinen des Fernsighteam, in der anderen Hand schwenkt er den getrockneten Fötus eines Lamas. Schnellsegen auf 4300 Metern Höhe, in der Nähe eines Andenpasses in Bolivien. Gleich werden ARD-Südamerikakorrespondent Thomas Aders und sein Kollege den »Camino de la muerte« hinunterfahren, eine halsbrecherische Route, die über 3000 Höhenmeter hinunter ins tropische Tal der Yungas führt. Eine enge Schlaglochpiste, glitschig wie Schmierseife, extremes Gefälle, keine Leitplanken, kein Warnschild. Neben an geht es senkrecht in die Tiefe. Hunderte Menschen sind hier zu Tode gekommen. Der »Weg des Todes« ist die gefährlichste Straße der Welt. Eine Episode aus der fast siebenwöchigen Tour, die das Team um den Journalisten Thomas Aders von Peru über Bolivien bis nach Feuerland bringt. Spannungsgeladen und dramatisch, witzig und hautnah schildert der Autor seine Erlebnisse in Südamerika, sie sind extrem für Technik und Team, bis hin zu Höhenkrankheit, Lungenentzündung, vollkommener Erschöpfung und mehreren Beinahe-Katastrophen.



Thomas Aders, 1961 geboren, wurde nach seiner Promotion Hörfunk- und Fernsehreporter der ARD. Er arbeitete als Korrespondent im Nahen Osten, im südlichen Afrika und von 2006 bis 2011 in Südamerika mit Sitz in Rio de Janeiro, wo er für Tagesschau und Tagesthemen bis hin zu den Weltreise-Formaten produzierte. Die Dreharbeiten für „Über die Anden bis ans Ende der Welt“, begleitete er mit einem literarischen, sehr persönlichen Tagebuch. Seit Anfang 2012 ist Thomas Aders ARD-Korrespondent für den arabischen Raum mit Sitz in Kairo.



ÜBER DIE ANDEN BIS ANS ENDE DER WELT
VON THOMAS ADERS

PAPERBACK, 300 SEITEN

ISBN 978-3-7701-8254-1

PREIS 14,99 € [D]/15,50 € [A]/sFr. 21,90

ERSCHEINT OKTOBER 2013

Tag
15

Der Weg des Todes

Als Reporter und Korrespondent ist man glücklich, als Kollege bedauert man seine Kollegen, und als nicht eben professioneller Motorradfahrer hält sich die Begeisterung in Grenzen. Auf in Richtung Nordosten zum Weg des Todes, heute mal ein besonders früher Start. Und das, nachdem wir gestern Nacht alle zusammen wider besseres Wissen noch einen Zug durch die Gemeinde gemacht haben, zunächst für ein Abendessen und dann ein ›Abendtrinken‹. Als wir uns aus dem Talkessel von La Paz die Anden hochwinden, über gut dreißig Kilometer feuchte Asphaltserpentin und durch leichten Nieselregen, fallen die Temperaturen ins Bodenlose. Selten war ein Morgengrauen so grausam wie heute. Das Gute: Nun ist es egal, ob man vor Müdigkeit oder vor Kälte schlottert. Herr Kalafatovic und Herr Aders fühlen sich wie Darth Vader mit 30 PS!

Nadia ›Yoda‹ Arze hat es gestern Abend noch geschafft, einen indigenen Priester für jene denkwürdige Aktion zu organisieren, die heute früh auf dem Programm steht. Aber jenen Lkw-Fahrer zu reaktivieren, mit dem sie vor Wochen die Tour der Touren besprochen und dem sie während des Streiks abgesagt hatte, funktioniert auf die Schnelle nicht mehr, der Mann ist im wahrsten Sinne des Wortes über alle Berge. Egal, wir werden schon einen Ersatz finden, schließlich ist dies tiefstes (bzw. höchstes) Südamerika!

Oben wartet bereits, wie gestern vereinbart, der Zeremonienmeister Julio Mamani auf uns, fröstelnd unter seiner Strickmütze und eingegraben in seine schweren, bunten Schultertücher. Er sieht aus, als ob er noch länger gefeiert hätte als wir und ist zunächst wenig gesprächsbereit. Wir haben ihn zwar gebeten, uns am Pass La Cumbre, übersetzt ›Der Gipfel, 4640 Meter über dem Meeresspiegel, zu treffen, doch auch sonst kommt er beinahe jeden Tag hierher, wenn auch nicht so früh. Es ist sein Arbeitsplatz, sein Freilufttempel. Julio Mamani hat sich spezialisiert: auf Schnellsegen einerseits und auf Pkw- und Lkw-Fahrer andererseits. Motorräder sind ein verschwindend kleines Segment seines göttlichen Geschäfts.

Als er allmählich aus seiner körperlichen und verbalen Starre auftaut, bereitet er umsichtig und zügig seine Ausrüstung vor: mehrere Flaschen reinen Alkohols, Kerzen in allen erdenklichen Farben und Formen, duftende Kräuter in Plastiktütchen, einen ganzen Sack Kokablätter, blau, gelb, rot, grün, braun, lila, orange, silbern und golden gefärbte Ballen Tierwolle, einige Tücher und bestickte Decken, Zweige und Äste und als Höhepunkt den getrockneten Fötus eines Lamas. Obwohl er und wir noch auf zusätzliche Kundschaft warten, die genau wie wir die Hosen voll hat, beginnt Julio schon einmal mit dem konkreten Segen für unsere Honda Falcons.

Er entzündet mit dünnen Zweigen ein Feuerchen, das er mit seinem *poncho* gegen den eisigen Wind schützen muss, und befeuert es mit dem offenbar reinen Alkohol. Die Flammen schießen

empor und versengen einige in der Nähe stehende Wachsfigürchen, die schnell in Sicherheit gebracht werden. Dann nimmt er in eine Hand das Miniaturlama und in die andere Hand die Flasche mit dem Alkohol. Er schaut uns kurz an und weist uns mit einer Kopfbewegung an, neben unsere Maschinen zu treten und Haltung anzunehmen. Julio steht nun direkt vor den beiden Lenkern und beginnt einen zunächst unverständlichen Singsang, in dem Worte in Quetschua, Aymara und Spanisch zu erahnen sind, ein Gebrummel, das er nur für sich spricht. Dann erhebt er seine Stimme, hält den Fötus nach vorne und beginnt, ihn vor den Rückspiegeln kreisen zu lassen.

»Ich segne die beiden Motorräder mit den amtlichen Kennzeichen NG 71981 und NG 71988«, ruft er aus und schüttet dabei Spritzer des Alkohols auf die Gefährte. »Auf dass ihnen kein Unfall geschehen möge!«

Während er wieder in einen unverständlichen Sprechgesang verfällt, schauen Christopher und ich uns angesichts des bizarren Morgensegens amüsiert an. Doch irgendwie sind wir auch beruhigt, denn der Albtraum von Straße, der nicht allzu weit von hier beginnt, hat es wirklich in sich, und *Pachamama* kann uns dabei gute Dienste erweisen.

Ein weiterer Kunde hält, um sich den Segen von ganz oben abzuholen: Xavier heißt der Lkw-Fahrer, der seinen Volvo direkt hinter unseren Motorrädern parkt und zusammen mit seinem Vater Juan Pedro aus dem Führerhaus klettert. Ideale Bündnisgenossen, finde ich, und frage Xavier, ob auch er den Todesweg fahren wolle.

»Klar, ich fahre, wie fast jeden zweiten Tag!«

»Und, Xavier, hast du was dagegen, dass wir dich begleiten? Wir sind vom deutschen Fernsehen und wollen auch da runter.«

»Nix dagegen, kein Problem!«

Dann stehen wir zusammen um Priester Julio Mamanis Feuer herum, der nun so langsam zur Höchstform aufläuft. Ein Wort-

schwall ergießt sich über uns Teilnehmer am bolivianischen Straßenverkehr, ein Feueropfer für die Erdgöttin, verbunden mit einem inbrünstigen Vaterunser. In Bolivien ebenso wie in Peru kennt man im Himmel über den Anden keine göttlichen Berührungssängste.

Xaviers Zehntonner erfordert ein größeres Feuer als das für die beiden Motorräder und dementsprechend auch mehr Hochprozentiges: Priester Julio taxiert den Volvo vorsichtig auf zwei Flaschen ... Als die in einer großen Umrundung des Volvos geleert sind und wir unseren Obolus geleistet haben, kann es losgehen. Vom Hochplateau beim Pass aus, neben dem ein kleiner, stiller See und dahinter eine Art Hochmoor liegen, setzen wir uns hintereinander in Bewegung. Xaviers Lkw ist leer, denn er kommt soeben aus La Paz, wo er Früchte aus den tropischen Yungas verkauft hat. Jetzt fährt er wieder hinunter ins Tal, wo eine neue Ladung Obst auf ihn und seinen Vater wartet.

Es geht los, und schon gleich zu Beginn sehen wir fast die Hand vor Augen nicht, in null Komma nichts hat der Wind die Passstraße in dichten Nebel gehüllt, und es beginnt, heftig zu regnen. Dabei sind wir noch immer auf der asphaltierten Bundesstraße 3 und noch nicht einmal am Startpunkt angelangt. Schon jetzt, beim etwa halbstündigen Herantasten an jenen sagenumwobenen Andenpfad schwant uns Böses, und wir sollen recht behalten.

Wir biegen ab: von der Bundesstraße auf einen nicht mehr asphaltierten Weg mit Schlaglöchern. Die knapp siebzig Kilometer lange Strecke wird, wie schon berichtet, im Volksmund *Camino de la Muerte* genannt, Weg des Todes. Uns erwartet nicht gerade ein Sonntagsausflug. Mit Xavier habe ich noch kurz vor unserem Aufbruch gesprochen. Auf meine Frage, ob ich als nicht eben erfahrener Biker den Weg schaffen könne, antwortete er:

»Natürlich. Man kann die Strecke schaffen: wenn man jede Sekunde konzentriert ist, und wenn es nicht regnet!«

Da es immer noch schüttet, und der Weg glitschig ist wie nach dem Unfall eines Lkw voller Shampoo, bin ich dementsprechend argwöhnisch. Schon nach den ersten Kurven entpuppt sich der *Camino* als enge Schlaglochpiste: 180-Grad-Kurven mit extrem steilem Gefälle. Keine Leitplanke, kein Warnschild. Neben der einspurigen Lehmstraße geht es schon gleich zu Beginn hundert Meter senkrecht in die Tiefe, aber das ist nur das Aufwärmtraining. Meistens sind es vierhundert, siebenhundert oder auch mal tausend Meter. Der Weg des Todes: Laut eines Gutachtens der inneramerikanischen Entwicklungsbank aus dem Jahr 1995 ist dies »die gefährlichste Straße der Welt«. Man schätzt, dass Jahr für Jahr zwischen zweihundert und dreihundert Menschen in den Abgrund stürzen, insgesamt haben schon Tausende ihr Leben gelassen. Am 24. Juli 1983 geschah hier Boliviens bislang schlimmster Verkehrsunfall: Ein vollbesetzter Bus kam aus ungeklärter Ursache vom Weg ab und stürzte mehrere Hundert Meter in die Tiefe. Allein an diesem Tag starben mehr als hundert Passagiere.

Nicht nur, dass es unter einem steil abwärts geht, meist geht die Felswand über einem genau so steil weiter nach oben. Nach oben zu schauen, ist ebenso atemberaubend wie nach unten. Xavier hat absolut recht: Auf dieser Strecke darf man in seiner Konzentration keine Sekunde nachlassen. Selbst die Landschaft sollte man beim Fahren nicht nebenbei genießen: In den bolivianischen Anden kommt Hochgenuss vor dem freien Fall.

Ein Beispiel, um die Situation zu verdeutlichen: Du stehst vor einer glatten Häuserwand von zehn Metern Höhe. Und in sieben Metern, fast nicht zu erkennen, windet sich ein winziger Vorsprung an der Wand entlang nach unten. Er ist drei Zentimeter breit!

Für uns werden aus den drei Zentimetern drei Meter, aber das hilft auch nicht viel weiter. Es passt exakt ein Wagen darauf, und wenn sich zwei Lkws begegnen, muss der oberhalb stehende solange zurück rangieren, bis irgendwann eine Art Verbreiterung

auf vier oder auch mal fünf Meter kommt. Dann, und ich werde es noch selbst erleben, steht das Fahrerhaus bereits deutlich über dem Abgrund.

Übrigens ist der *Camino* die einzige Straße Boliviens, auf der Linksverkehr herrscht! Das ist zwar merkwürdig, aber eigentlich logisch: Die Lkws aus dem Tal sind meistens mit Obst und Gemüse beladen, und die Lkws, die aus La Paz kommen und hinunterfahren, sind leer, genau wie der von Xavier. Die beladenen Wagen sind natürlich sehr viel schwerer und müssten bei ihrer Bergfahrt bei Rechtsverkehr genau am Abgrund entlangfahren: Es würde noch mehr Unfälle geben. Oft brechen ganze Passagen weg, zumal der Weg häufig regelrecht unterhöhlt ist. Deshalb wurden die Regeln geändert: Die voll beladenen Lkws fahren innen links am Felsen entlang und die Leichtgewichte außen.

Als Motorradfahrer hat man nicht unbedingt die Befürchtung, dass wegen des Gewichts gleich die komplette Straße absackt. Aber man denkt – eigentlich ständig – daran, dass jeder Sturz der letzte sein könnte. Mein bedächtiger Absprung vom Motorrad in Peru wäre hier fehl am Platz: Nach dem Bruchteil einer Sekunde würde es heißen *Adiós, muchacho!*

Fassen wir noch einmal zusammen: Einen Meter links neben dir geht es im Schnitt siebenhundert Meter senkrecht in die Tiefe. Der Weg ist matschig, glitschig und feucht. Es tauchen wahlweise bis zu dreißig Zentimeter tiefe Schlaglöcher vor deinem Reifen auf oder gerne mal Gesteinsbrocken von einem Meter Umfang. Es ist nebelig, sodass du froh bist, das Rücklicht von Xaviers Zehntonner vor dir zu sehen, und es regnet. Plötzlich hört man es hupen, und ein Lkw braust an einem vorbei, zwischen seinen Tomaten und dem Abgrund hast du einen Meter oder weniger. Habe ich vergessen zu sagen, dass siebenhundert Meter eine ganze Menge sind?

Nach etwa einer Stunde Gerüttel und Geschüttel zittern unsere Arme und Hände, mit denen wir uns an den vibrierenden Len-

kern festkrallen. Wir halten an einer besonderen Stelle. Nicht eben vertrauenerweckend: Überall an der felsigen Innenseite stehen Dutzende hölzerne und eiserne Kreuze mit unterschiedlichen Namen und Daten. Hier und da Plastikblumen, ein paar verdorrte Äpfel und braun gewordene Kokablätter im Matsch. Diesen Streckenabschnitt nennen die Fahrer ehrfurchtsvoll den »Hintern des Teufels«.

Allein auf diesen hundert Metern kurz vor und kurz nach der Kurve, erläutern uns Xavier Apaza und sein Vater Juan Pedro, sind bereits Dutzende von Autos abgestürzt, darunter mehrere Lkws und Busse. Vorsichtig nähern wir uns dem senkrechten Abhang.

»Seht ihr da unten den Fluss?«, fragt Xavier geheimnisvoll bis bedrohlich und weist mit seinem Zeigefinger steil nach unten. »Immer im Frühjahr, wenn der Regen kommt, findet man dort unten Fahrzeugreste und menschliche Knochen. Die Fahrzeuge rutschen hier oben in dieser Kurve ab, wenn es feucht ist oder die Bremsen versagen.«

So stehen wir da, Chris und ich und neben uns der mutige Thorsten, der nicht nur die gesamte Unterhaltung dreht, sondern sich auch über die Klippe lehnt, um Xaviers Finger zu folgen und den Fluss im Tal zu drehen. Ich halte ihn dabei an seiner Jacke fest. Plötzlich rauschen mehrere Fahrräder an uns vorbei, von oben nach unten.

»Was war denn das?«, frage ich entsetzt.

»Das waren Mountainbiker, sie zahlen einen Haufen Geld für den ultimativen Kick!« Xavier grinst zunächst, wird dann aber wieder ernst. »Jedes Jahr sterben von denen drei, so im Durchschnitt!«

Diesmal steige ich mit Thorsten zusammen ins Fahrerhäuschen von Xavier, um ein weiteres Interview zu machen, während er fährt. Von hier oben, auf gut zweieinhalb Metern, sieht das alles noch dramatischer aus, denn aus dieser Perspektive schaut man die ganze Zeit direkt hinunter in den Abgrund. Und dann passiert

es: Ein voll beladener Transporter kommt uns von unten entgegen, Xavier legt den Rückwärtsgang ein und brummt in Schlangenlinien bis zur nächsten »Haltebucht«. Vielleicht acht Meter lang, vielleicht einen Meter breit, Beamte des Technischen Überwachungsvereins bekämen beim bloßen Anblick einen Herzinfarkt. Der Volvo schiebt sich in einem nahezu eleganten Bogen hinauf auf diese Insel im Nichts, ist aber natürlich zu lang für die vorhandenen acht Meter. Und dann kommt der Lkw von oben und drängelt sich an uns vorbei. Zehn Zentimeter Platz zwischen den beiden Schnauzen, fünf Zentimeter, zwei Zentimeter. Und dann berühren sie sich. Also muss unser Lkw noch eine Handbreit zurück, ich fasse es nicht! Jetzt steht der Hinterreifen exakt an der Klippe, wenn einer von uns husten würde, würden wir ein Opfer der Schwerkraft werden. Der Fahrersitz hängt längst über dem Abgrund, Thorsten und ich halten den Atem an. Irgendwie schaffen die beiden Lastwagen es, sich aneinander vorbeizumanövrieren, und die Fahrt geht weiter.

»Na, seht ihr«, grinst Xavier und gibt erst mal richtig Gas. Mit bis zu fünfzig Stundenkilometern geht es dann talwärts.

»Xavier«, frage ich mit belegter Stimme, »eigentlich ist der *Camino* doch gesperrt. Und es gibt seit 2006 doch oben herum eine asphaltierte Umgehungsstraße. Warum fährst du nicht da?«

»Ach, so ein Unsinn!«, wischt der Obsttransporteur meine Bemerkung beiseite, »die ist doch viel, viel länger und kostet viel mehr Diesell!«

»Aber hier riskierst du jedes Mal dein Leben, *hombre!*«

Wieder beginnt Xavier zu grinsen und mir so lange in die Augen zu blicken, bis ich schnell nach vorne schauen muss, um zu überprüfen, ob wir noch auf dem richtigen Weg sind.

»Aber wir haben doch den Segen von *Pachamama*, uns kann nichts geschehen!«

Thorsten und ich stimmen jetzt verhalten in das Gelächter Xaviers ein und schütteln gleichzeitig unsere Köpfe.

»Gehst du jedes Mal bei dem Priester vorbei, wenn du über den Pass kommst?«

»Nein, ist zu teuer. Einmal im Monat, das reicht. Ich habe jetzt schon jahrelang überlebt!«

Prima, denken wir und setzen das Interview fort:

»Xavier, was ist denn, wenn du einen Unfall hast, gibt es dann noch eine Hoffnung?«

»Es sind furchtbare Unfälle, es gibt keine Rettung!« Der Fahrer wird wieder ernst und deutet mit seiner Hand links von sich hinunter ins Tal. »Du stürzt hier runter, und es ist aus!« Auch wenn es nicht nötig gewesen wäre: Xavier verdeutlicht seine Überlegungen, indem er seine Handkante am Hals entlangführt und wieder zu grinsen beginnt.

»Ich habe etwas über Geister gelesen, hier auf dem *Camino de la Muerte* soll es spuken. Hast du schon mal was davon mitbekommen?«

»Aber natürlich!« Geradezu entsetzt zeigt sich Señor Alpaza über meine naive Frage. »Das sind Stimmen!«

»Stimmen?«

»Nachts kann man hier Stimmen hören, menschliche Stimmen, klagende Stimmen!«

Ich sage nichts und höre gebannt zu ...

»Das sind die Seelen der Toten. Diejenigen, deren Körper niemals geborgen wurden. Sie weinen!«

Thorsten dreht ohne Unterlass, wir beide wissen, dass diese Sätze Teil unserer Dokumentation werden. Vorausgesetzt, dass wir diesen Tag überleben.

»Man kann sogar genau unterscheiden, ob es die Stimme eines Kindes oder eines Babys ist oder die eines Erwachsenen ...«

Ich steige wieder auf das Motorrad um, Thorsten fährt jetzt bei Chris mit, um mit seiner HD-Kamera näher bei uns zu sein. Um die 3500 Höhenmeter führt der *Camino* in den tropischen Osten Boliviens hinunter, über drei Vegetationszonen hinweg. Die

Temperatur steigt bis auf dreißig Grad, die Luftfeuchtigkeit auf einhundert Prozent. Thorstens Augen leuchten, als ein Wasserfall uns den Weg versperrt.

»Tommy, Chris! Ihr lasst mich hier raus, fahrt zurück und kommt noch mal hier durchgefahren.«

Die Motorradfraktion rollt fatalistisch mit den Augen.

»Und bitte, meine Herren, möglichst schnell!«

Also fahren wir zurück und beschleunigen. Der Wasserfall inklusive Gischt bedeckt die halbe Breite des Weges, wenn wir es geschickt machen würden, kämen wir trockenen Fußes daran vorbei. Aber wir haben bereits die Thielow-Schere im Kopf. Der ARD-Kameramann würde uns so lange hin und her scheuchen, bis das Bild okay ist. Also fahren wir schon beim ersten Mal mitten hindurch.

Thorsten ist begeistert, wir weniger. Es geht weiter. An einer dieser luxuriösen Buchten machen wir halt, weil Thorsten von hier einen genialen Blick auf eine lang gezogene Kurve hat, fast einen Kilometer Strecke kann er von hier aus einsehen. Als er drehbereit ist und uns gerade losschicken will, kommt ein uralter bolivianischer Reisebus vorbei. Auch dem öffentlichen Personennahverkehr ist offenbar entgangen, dass es eine weitaus gefährlichere Alternative gibt. An einer Quelle hält der Bus und lässt die größtenteils männlichen Passagiere mit ihren weithin sichtbaren, knallbunten Mützen kurz aussteigen, Wasser trinken und austreten.

»Hey, das wird super«, wendet sich Thorsten an uns, »wenn der Bus losfährt, wartet ihr noch eine halbe Minute und fahrt auf mein Kommando auch los. Dann begegnet ihr euch da vorne auf der lang gezogenen Strecke, und ich kann alles wunderbar drehen!«

»Okay, Thorti, wir können das machen«, wende ich mich an meinen euphorischen Freund, »aber eines ist klar: Wir fahren nicht links am Abhang entlang, sondern rechts an der Felswand!«

»Genau, so machen wir das, und nicht anders«, fällt Chris in meine Vorsichtsmaßnahme ein, »wir sind ja nicht bescheuert!«

»Okay, macht das, aber haltet euch bereit, sie steigen schon langsam wieder ein.«

Chris und ich warten wie die Todgeweihten an einer Kurve, ohne zu reden, die Motoren brummen und verdampfen die feuchten Nebelschwaden. Dann hören wir Thorstens Pfiff und setzen uns in Bewegung. Tatsächlich: Der Bus kommt genau auf uns zu. Wir fahren jetzt nacheinander, ich vorne und Chris hinter mir, und zwar strikt (die ganze Zeit) so weit rechts am Felsen, dass unsere Schulterpolster ihn fast streifen. Immer näher kommt der Bus, und immer mehr beschleunigt er offenbar auch. Aber, ich kann es nicht glauben, was macht der Fahrer? Er fährt ebenso weit links wie wir rechts, direkt an der Felswand entlang! Ich hupe und blinke mit dem Fernlicht. Noch fünfzig Meter. Der Fahrer denkt sich offenbar: Was machen diese Verrückten denn? Und hupt und betätigt sein Fernlicht. Er ist stärker, keine Frage! Noch dreißig Meter. Schon jetzt müsste man eigentlich abbremesen, damit die Situation nicht noch dramatischer wird, aber – ach, was soll's – ich atme tief durch, taxiere den verbleibenden Raum neben dem auf uns zufahrenden Bus und dem Abgrund und entscheide: Es könnte klappen. Als der Bus noch zehn Meter von uns entfernt ist, sind ich und hinter mir auch Chris mittlerweile auf die linke Seite gewechselt. Jetzt kommt es darauf an!

Ein Stoßgebet zu *Pachamama*, und wir passieren die engste Stelle. Ich denke, dass man jetzt am besten nicht hinunterschauen sollte, blicke dann aber doch für den Bruchteil einer Sekunde nach unten. Das Vorderrad rollt gerade rund dreißig Zentimeter neben dem Abgrund über Stock und Stein, unter meinem linken Knie also müsste jetzt bereits kein Boden mehr sein. Es dauert unendliche drei, vier Sekunden, bis wir an dem Bus vorbei, und noch einmal zwei Sekunden, bis wir aus der grauschwarzen Dieselabgaswolke heraus sind. Mein Herz klopft bis zum Hals. Bevor wir

den vollkommen begeisterten Thorsten von seinem Ausguck abholen, atmen Chris und ich erst einmal durch.

Florian ist übrigens mit dem zweiten Geländewagen schon wieder vorgefahren und rüstet das Equipment für eine weitere Einstellung mit unserem Kamerakran. Als wir ankommen, sind er und zwei der Fahrer bereits recht weit vorangekommen. Es dauert nur noch eine weitere halbe Stunde, bis wir loslegen können. Die Kamera hängt fünf Meter über dem Abgrund und filmt ins Nirwana unter uns. Auf Kommando setzt sich Xavier mit seinem Volvo in Bewegung, und die Kamera schwenkt langsam nach links, in Richtung »Straße«. Bei dieser Kurvenbewegung fährt der Ausleger gleichzeitig langsam nach oben. Als die Kamera sich exakt über dem Weg befindet, rauscht unter ihr der Obst-Lkw hindurch. Klasse! Wir applaudieren uns selbst, und in den frenetischen Beifall mischt sich eine Tonne Erleichterung, auch diesen Tag bald hinter uns zu haben.

Verabschiedung von Xavier und Vater Juan Pedro, wir zahlen ein anständiges Honorar für die vielen Stunden Verzögerung, die wir ihnen eingebrockt haben.

»Viel Glück beim Heimweg«, meint Xavier, und bevor er auf seinen Fahrersitz zurückklettert und die letzten fünf Kilometer bis zu dem Dörfchen Coroico brettert, stellt er wie nebenbei noch eine Frage, die den meilenweiten Unterschied zwischen seiner und unserer Welt dokumentiert: »Ihr fahrt doch sicherlich denselben Weg zurück, oder? Ihr spart eine Menge Zeit und Geld!«

»Natürlich«, entgegne ich trocken, »ist doch klar, diesen Fußpfad noch mal hinauf, bei Nacht, für ein paar Minuten und für ein paar Dollar!«

Ohne weiteren Kommentar steigt die Crew in beziehungsweise auf ihre Fahrzeuge und setzt sich in Bewegung: hinter Xavier her nach Coroico, und von dort aus auf die neue Bundesstraße, möglichst weit weg vom Weg des Todes.

Als wir alle an einem Treffpunkt für Lkw-Fahrer kurz für eine Zigarette anhalten, es ist fast einundzwanzig Uhr, meint ein Fußgänger, der gerade aus einer der verrauchten Kneipen wankt: »Leute, da kommt ihr heute nicht mehr hoch!«

»Warum denn nicht?«, fragt Chris mit leichter Panik in der Stimme.

Statt einer Antwort zeigt er auf einen Pkw, der gerade von der Passstraße herabkommt, er trägt eine weiße Haube. Oberhalb von uns tobt offensichtlich ein Schneesturm.

Langsam nehmen wir solche zusätzlichen Hürden persönlich, packen die beiden Motorräder auf die Ladefläche unseres 4×4-Begleitfahrzeugs (was etwa eine Stunde dauert) und kriechen im ersten Gang die Hänge hinauf. Wir sind perplex: Auf der Straße bereiten sich buchstäblich Hunderte anderer Wagen auf eine lange Nacht vor. Zuerst halten wir an und reihen uns in diese Schlange ein, diskutieren mit den anderen Fahrern und sind kurz davor zu resignieren. Speziell in jenem Augenblick, als wir beobachten, wie einige der Fahrer sich ein Herz fassen, den Gang einlegen, den Hügel mit Vollgas hochfahren, bis ihre Reifen durchdrehen, sie dann langsam und schließlich immer schneller ins Tal zurückrutschen und dabei mehrere andere Autos mit sich ziehen. Jetzt müssen wir ganz, ganz schnell eine Entscheidung treffen, es dauert weniger als eine Minute hektischer Diskussion.

Gang rein, Allradmodus, auf geht's. Neben uns fallen die Pkws in den Graben, und wir müssen Schlangenlinien fahren, um nicht von ihnen touchiert zu werden. Fünf gespenstische Minuten später und wir haben den letzten Wagen hinter uns gelassen, der noch das Licht einschaltet, wie um zu zeigen, dass er eventuell einen Ausbruchversuch beabsichtigt. Dann sehen wir nur noch Lkws, die Frieden mit dieser Nacht gemacht haben, dicke Felsbrocken hinter die Reifen geklemmt, um einer Katastrophe zu entgehen. Langsam ziehen wir an ihnen vorbei hinauf auf den Pass. Wir können wegen des dichten Schneetreibens lediglich zwei, drei Meter weit sehen.

Ungelogen: Wir sind die einzigen, die es zurück bis La Paz schaffen, erst nach Mitternacht erreichen wir unser Hotel. Der Plan ist, direkt in die Betten zu fallen, bis einige im Team auf ihren latent ungestillten Hunger verweisen.

Okay, wir gehen noch kurz um die Ecke, nur was Schnelles, auf die Krallen ... Um die Ecke gibt es aber nichts mehr, was geöffnet hat. So fahren wir mit mehreren Taxis in ein »nahe gelegenes« Restaurant, alle sind dabei. Es gibt kühles Bier, die Latinomusik ermuntert bereits einige Gäste, ein Tänzchen zu wagen ...

Road to hell: Nadia schlägt noch einen anderen Schuppen vor, in dem die Musik besser sei, und alle gehen mit. Wir tanzen buchstäblich bis zum Umfallen. Die Letzten stecken ihre Plastikkarten um fünf Uhr in der Früh in den Schlitz des Türöffners. Merkwürdig wie viel Energie noch in einem steckt, wenn man denkt, man sei am Limit. Obwohl wir am nächsten Tag für unsere Ausschweifungen büßen werden: Es hat gut getan, nach über zwei Wochen mal wieder ein paar Stunden Freizeit zu haben ...

Tradition und Revolution zeitgleich erlebt

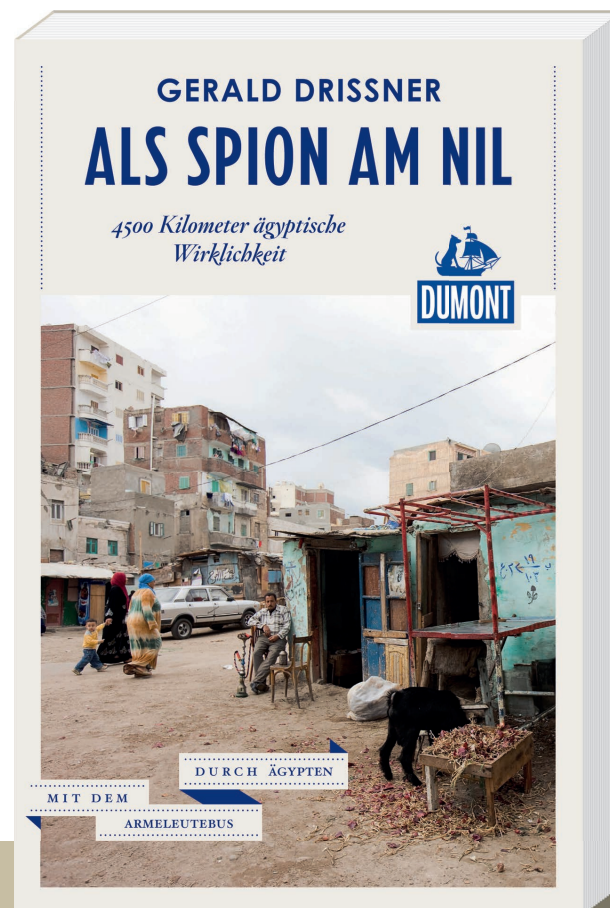
Große Kulturgüter und großartige Strände – so kennt man Ägypten. Der überwiegende Teil des nordafrikanischen Landes jedoch ist anders. Die Menschen sind arm, folgen den alten Regeln und sind zutiefst religiös. Sie sind herzlich, humorvoll und liebenswert. Der Autor nimmt den Leser mit auf seine Reisen in fünfzehn Dörfer und Städte. Er fährt mit dem Minibus, der ihn in fast jeden Winkel des Landes bringt. Die Gespräche im Bus drehen sich um Gott, den ägyptischen Alltag, Korruption und abstruse Verschwörungstheorien. Die Fahrten münden mal in Pannen und nicht selten in einem Abenteuer. So erfährt der Autor, warum die meisten Ägypter noch nie die Pyramiden besucht haben und was eine deutsche Firma, die Autokennzeichen herstellt, mit dem korrupten Mubarak-Regime verbindet. Er besucht das Dorf im Nildelta, in dem der Terrorpilot des 11. September aufgewachsen ist, und die Stadt, in der die mächtige Muslimbruderschaft gegründet wurde. Er fährt in Gegenden, in denen die Revolution bis heute nicht angekommen ist und wird dort von der Polizei auf Schritt und Tritt verfolgt.

Und immer wieder wird er bei seinen Reisen als Spion verdächtigt und landet deshalb fast in einem Militärgefängnis.



Gerald Drissner, geboren 1977 im österreichischen Bergdorf Wald am Arlberg, machte eine Ausbildung zum Journalisten an der Henri-Nannen-Schule in Hamburg. Danach war er Redakteur beim Magazin Stern. 2007 zog er nach Alexandria in Ägypten und blieb dort fünf Jahre. In dieser Zeit bereiste er das ganze Land. Er spricht fließend Arabisch. Für seine journalistischen Arbeiten ist er mehrfach

ausgezeichnet worden: 2006 mit dem Columbus-Förderpreis der VDRJ, 2011 mit dem renommierten Axel-Springer-Preis und dem Meridian-Journalistenpreis.



ALS SPION AM NIL
VON GERALD DRISSNER
PAPERBACK, 300 SEITEN
ISBN 978-3-7701-8252-7
PREIS 14,99 € [D]/15,50 € [A]/sFr. 25,90

ERSCHEINT OKTOBER 2013

Kapitel

8

Schubra Kas

W

ir haben bis jetzt für drei störrische Esel, eine Horde Schafe und einen alten Holzkarren angehalten, auf dem ein alter Mann mit einem Turban saß, der drei riesige Ballen Baumwolle auf seinem Anhänger transportierte. Es ist dreizehn Uhr, die Sonne brennt erbärmlich vom Himmel, und in einen Kanal des Nil pisst und schießt seelenruhig eine Kuh. Daneben müht sich eine Benzinpumpe ab, das Wasser in ein Gemüsefeld zu befördern. Schwer vorstellbar, dass diese Brühe tatsächlich einmal in meinen Tomaten stecken wird.

Die alte, 225 Kilometer lange Straße von Alexandria nach Kairo, auf der wir unterwegs sind, schlängelt sich wie eine Krampfader durch die Dörfer des Nildeltas. Sie führt zur Ursprünglichkeit des menschlichen Lebens zurück. Die Menschen hausen unter selbst gedeckten Dächern aus Stroh. In großen Lehmhäu-

sern, die aussehen wie bunt bemalte Ostereier, züchten sie Tauben, die in Ägypten als Delikatesse gelten. Auf den Wiesen blöken, schnattern und wiehern Tiere. An die Zitzen ihrer Kühe elektrische Vakuumpumpen zu klemmen, die den Euter leer saugen, ist für die Landwirte des Nildeltas so verrückt wie ein Flug zum Mond. In diesen Landen arbeiten die Fellachen noch wie unsere Urgroßväter anno dazumal, weshalb ihre Hände groß wie Teller sind und ihre Finger den Umfang einer Kalbsleberwurst haben. An lila Kühe glauben die Kinder hier mit Sicherheit nicht. Die meisten machen noch in die Hose, wenn sie dem Vater zum ersten Mal beim Schächten und Schlachten eines Rindes tatkräftig helfen.

Die Straße heißt übersetzt »Landwirtschaftlicher Weg«, was nicht nur treffend beschreibt, was es hier zu sehen gibt, sondern sie auch zu einer der gefährlichsten Straßen des Landes macht. Hier prallt regelmäßig Stoßdämpfer auf Schlagloch, Mensch auf Tier, und am Ende gibt es eigentlich immer nur Verlierer. Ich sitze in einem Minibus und bin unterwegs mit Abdallah, einem Freund aus Alexandria. Er hat Geld gesammelt für einen Mann, den er alle paar Monate besucht und der durch harte Prüfungen des Lebens gehen musste: Samy al-Laithy, Doktor der Ökonomie, geboren am 28. Oktober 1956, alleinstehend, mittellos und von der Hüfte abwärts gelähmt. Der US-Geheimdienst ließ Dr. Samy im Dezember 2001 in Guantanamo Bay internieren, dem Folterknast auf Kuba, weil die Amerikaner überzeugt waren, er sei ein Terrorist. Fast vier qualvolle Jahre später hieß es dann in einer offiziellen Erklärung, dass er doch eher das sei, was er von sich immer behauptet hat: Ein Englischlehrer, der sich für Demokratie einsetzt. Der Häftling Nummer 287 sei deshalb unschuldig und werde nicht mehr als Feind der US-Armee eingestuft. Mit einem Flugzeug schickten sie den mittlerweile schwerbehinderten Mann anschließend dahin zurück, woher er stammt: nach Schubra Kas.

Das Dorf liegt gut dreißig Kilometer südöstlich von Tanta, der größten Stadt der Provinz el-Gharbija, wobei niemand genau sagen kann, wie viele Menschen dort leben; Schätzungen gehen von 429 000 Personen aus. Tanta liegt am Nil und hat zwei Superlative zu bieten: die landesweit besten Süßigkeiten aus Erdnüssen und Honig sowie die höchste Hepatitis-C-Rate Ägyptens. Letzteres ist bitter. Das Virus, das sich in die Leber einnistet und sie allmählich zerstört, hat sich wie ein Schnupfen im ganzen Land von Nord bis Süd übertragen und Ägypten damit den weltweiten Spitzenplatz bei dieser Krankheit beschert. Das liegt daran, dass in Krankenhäusern die Spritzen mehrfach verwendet wurden und Friseure bis heute ihr Bartmesser nicht desinfizieren, sondern nur kurz unters Wasser halten.

Außerdem ist Tanta ein Pilgerort für die Anhänger des Sufismus, des mystischen Islam, mit seinen tanzenden Derwischen und seiner geheimnisvollen, beruhigenden Musik. Jedes Jahr im Herbst pilgern bis zu zwei Millionen Menschen in die Stadt, um dem Ortsheiligen al-Badawi zu huldigen. Der marokkanische Prediger gründete hier im 13. Jahrhundert, als er auf der Rückreise vom Hadsch kurz haltmachte, einen Sufi-Orden. Sufis und Salafisten können sich nicht ausstehen. Es ist ein bisschen wie guter Bulle, böser Bulle, denn die Sufis tanzen und singen, was die Fundamentalisten gern landesweit auf den Index setzen würden.

Wir steigen in Tanta aus und nehmen ein Tuk-Tuk nach Schubra Kas. Arabische Popmusik dröhnt aus dem völlig übersteuernten Lautsprecher, den das vorlaute Milchgesicht am Steuer an die Hupe gedrahtet hat. Das Verbot der Kinderarbeit hat diese Region noch nicht erreicht. Der Auspuff qualmt und stinkt nach einem Benzin-Öl-Gemisch. Wir fahren im Jogging-Tempo an Bahngleisen vorbei und werden von einer schweren Diesellokomotive überholt. Die angekuppelten Waggons werden nur noch von Rost zusammengehalten, die Türen wurden herausgerissen, das Glas in den Fenstern ist eingeschlagen. Der Zug ist ein Sym-

bol für den Zustand des Landes. Er schleppt sich regelrecht durch diese gestrige Gegend und pustet eine schwarze Wolke in die Luft. Wir nähern uns ein paar Häusern. »Siehst du den Mann da vorn im Rollstuhl, der am Straßenrand steht?«, fragt mich Abdallah. »Das ist Dr. Samy.«

Behinderte Menschen sieht man in Ägypten äußerst selten. Ihr Handicap, geistig oder körperlich, wird bis heute als eine Strafe Gottes angesehen. Von ihren Eltern werden sie deshalb im Keller weggesperrt, aus Angst vor dem Gerede der Leute. Darüber hinaus ist es vermutlich einfacher, sich mit einem Rollstuhl auf einen Berg zu wuchten, als in Kairo, diesem Moloch mit seinen Abermillionen Schlaglöchern, den viel zu hohen Bordsteinen und den kaputten Verkehrsampeln, eine gewöhnliche Straße zu überqueren. Dr. Samy trägt eine weiße *galabeja*, das arabische Männergewand, das wie ein langes Kleid vom Hals bis zu den Fußknöcheln reicht. Sein längliches Gesicht ist faltig und mager, was die Brille auf seiner Nase etwas kaschiert.

»Wer bist du?«, fragt mich der Mann auf Arabisch. Er bekomme fast nie Besuch, aber sein Haus stehe jedem Gast offen. Er bugsiert seinen Rollstuhl durch den zähen, lehmigen Dreck, was ihm große Mühe bereitet, und zieht sich anschließend über eine Rampe hoch zum Eingang. Wir stehen unter dem Vordach aus Holz, das von Säulen getragen wird. Ein herrschaftliches Anwesen muss dieses Haus einmal gewesen sein, mit seinen zwei Stockwerken, die über eine Holztreppe verbunden sind. Heute nässt es Schimmel und Dreck aus den Wänden, und an den wenigen Tagen im Winter, wenn es in dieser staubigen Gegend regnet, tropft das Wasser bis ins Wohnzimmer. Das Dach fault vor sich hin. Früher arbeitete hier ein Rechtsanwalt, wie ich auf einem Schild lese, das verblichen und verstaubt neben der Eingangstür hängt. »Mein verstorbener Vater«, sagt Dr. Samy, »Gott erbarme sich seiner.« In dem Raum, in dem früher Klienten empfangen wurden, bröckelt der Putz von den Wänden, an der Decke surrt eine Neonröhre,

die ihr kaltes Licht in den Raum gießt. Die Ledersessel sind abgewetzt, über der Tür hängt ein goldfarbener, handgeschriebener Vers aus dem Koran in einem Bilderrahmen aus Plastik.

Seine Schwägerin serviert auf einem silbernen Tablett schwarzen Tee mit Zucker. Sie kümmert sich um Dr. Samy und seine steinalte Mutter, die das Bett nicht mehr verlassen kann. Er entschuldigt sich. Er könne kein Essen auftragen, da er vergessen habe, welches zu bestellen. Er sei Vegetarier und brauche deshalb kein Fleisch. Gemüse könne er einem Gast nun ja wirklich nicht zumuten. »In Wahrheit hat er kein Geld und schämt sich dafür«, murmelt mir Abdallah ins Ohr und holt aus einer Tüte das, was ihm seine Mutter in Alufolie eingepackt hat: orientalischen Reis mit Nüssen und Rosinen, Salate und eine frühmorgens gefischte Großkopfmeeräsche, mit Tomaten und Zwiebeln mariniert, die noch einmal für fünfzehn Minuten in den Ofen muss. Dr. Samys Hände zittern vor Hunger, alle fünf Minuten ruft er zu seiner Schwägerin in die Küche, ob das Essen fertig sei. »Möge Allah dich und deine Mutter reichlich belohnen«, sagt er zu Abdallah.

Der Mann, der vor mir sitzt, mit seinem frisch rasierten Gesicht, den kurz geschnittenen, angegrauten Haaren und den gepflegten Lehrerhänden, sieht nun wirklich nicht aus wie jemand, der jungen Mädchen die Schule abfackelt. Er spricht in reinstem, blumigem Hocharabisch. Seine sonst blassen, müden Augen strahlen. Dr. Samy bittet seine Schwägerin, sie möge noch einmal Tee bringen, obwohl mein Glas noch halb voll ist. Er ist aufgeregt. Er tut alles, damit wir nicht gehen.

»Erzähl' mir von dem Ort, aus dem du kommst«, bittet mich Dr. Samy. Als ich ihm mein Dorf beschreibe, hoch in den Bergen Österreichs gelegen, ist er entzückt. Es gebe zwei Arten von Menschen, die besondere Eigenschaften hätten: »die ahl al-Sahara, die in der Wüste leben, und die ahl al-Dschibaal, die Menschen der Berge. Ich spüre an deinen Erzählungen, dass du zu den al-Dschibaal-Menschen gehörst«, sagt er und gerät regelrecht ins Schwär-

men: »Ich habe die Berge immer geliebt und werde die Zeit nie vergessen, die ich im Grenzgebiet zwischen Pakistan und Afghanistan verbracht habe, wo selbst die kleineren Berge mächtiger sind als die höchsten Bergspitzen der Alpen und die Menschen es mit der Gastfreundschaft noch ernst nehmen.«

Es war kurz vor seinem dreißigsten Geburtstag, als seine zwei Jahrzehnte dauernde Odyssee begann, die ihn von einem kleinen Dorf im Nildelta in das brandgefährliche Pakistan führte und weiter in die archaischen, vom Krieg zerstörten Dörfer Afghanistans. Die ihn auf die andere Seite des Globus brachte, nach Kuba, wo sein Leben zerstört wurde, und letztlich wieder dahin zurück, wo er herkommt: Schubra Kas.

Begonnen hatte seine Reise im Sommer des Jahres 1986. Dr. Samy fand einen Brief aus Pakistan in seinem Briefkasten. Es war ein aufgeregtes Schreiben seiner Schwester, die ihn um Hilfe bat. Es ging ihr gesundheitlich nicht gut. Sie war vor Jahren mit ihrem Mann nach Islamabad gezogen, der Hauptstadt Pakistans, da er ein gut dotiertes Stipendium von seiner Universität bekommen hatte, um dort zu forschen und zu lehren. Das Geld für das Ticket bekam Dr. Samy von seinem Schwager geschenkt. Damals zogen viele Ägypter und Araber in diese Region in Südasien, um gemeinsam mit ihren Glaubensbrüdern in Afghanistan gegen die Sowjetunion zu kämpfen. Die Waffen und das Geld dazu erhielten die islamischen Gotteskrieger von den amerikanischen Geheimdiensten, die damit der kränkelnden russischen Supermacht einen weiteren Sargnagel ins Gebälk hämmern wollten.

Dr. Samy hingegen, der kalte wie göttliche Kriege entschieden ablehnt, kümmerte sich um seine Schwester, schrieb sich an der Universität ein und saß begeistert in den Vorlesungen seines Ökonomieprofessors. Nach seiner Promotion arbeitete er als Lehrer für Englisch und Arabisch. Lobte in seinen Vorträgen die Vorzüge der Demokratie, pries die Freiheit des Westens und kritisierte lautstark, was in Ägypten politisch schief lief.

Viertausend Kilometer fern des Mubarak-Regimes, das in seiner Heimat ordentlich in Fahrt gekommen war, fühlte er sich auf sicherem Boden. Im Herbst des Jahres 1996, an einem Mittwochvormittag, ging er zur ägyptischen Botschaft, um einen neuen Reisepass zu beantragen. »Dort wurden alle meine Dokumente eingezogen«, erzählt Dr. Samy. Man ließ ihm ausrichten, er bekomme keinen neuen Pass mehr. Der Arabischen Republik Ägypten habe er »großen Schaden« zugefügt. Deshalb verdiene er es nicht mehr, ein Bürger Ägyptens zu sein. »Wie ein Schuss ins Herz ist das für mich gewesen«, sagt Dr. Samy. »Als hätte mir jemand mein Leben, meine Träume und meinen Stolz mit bloßen Händen aus dem Leib gerissen.« Der angesehene Lehrer war von nun an ein Staatenloser, ein Verdammter dieser Welt in einem verdammten Land, das nicht zur Ruhe kommen will. Der Lehrer sah in seiner Notlage keinen anderen Ausweg, als ins Nachbarland zu fliehen: nach Afghanistan. Deutlicher will er nicht werden.

»Darf ich mich entschuldigen?«, fragt Dr. Samy. Er möchte beten. Es ist 16.36 Uhr an diesem Sonntag im August, die Luft flimmert und diejenigen, die jetzt draußen in der unbarmherzigen Sonne zu Fuß gehen, sehen einen Schatten, der länger ist als sie selbst. Es ist das Zeichen, dass die Zeit gekommen ist für das dritte Gebet des Tages, das *asr*: Dr. Samy braucht täglich Hilfe bei der rituellen Waschung, besonders bei der Reinigung der Füße, ohne die seine Lobpreisungen nichtig wären. »Für einen Mann aus einem ägyptischen Dorf ist es eine Demütigung, dass ihn eine Frau täglich ausziehen und waschen muss«, erklärt mir Abdallah. In diesen Breiten sind die Rollen noch klar verteilt. Der Mann ist der Ernährer und die Frau eine Koch- und Gebärmachine. Gleichberechtigung mag es vielleicht im Paradies geben. Nicht jedoch in Schubra Kas.

Als Dr. Samy nach einer halben Stunde zurückkommt, fragt er mich, ob ich denn schon einmal ein paar Verse im Koran gelesen habe. »Die Christen sind unsere nächsten Verwandten«, sagt

er. Arabisch zu sprechen, die Sprache des Propheten Mohammed, sei eine edle Gabe, die mit einem Auftrag verbunden sei: der Suche nach der Wahrheit. Er doziert über die Qualen des Teufels, die Wahl zwischen *dschanna* und *dschabannam*, Paradies und Hölle. Er zitiert aus der Sure »Die Vergebende«: »Diejenigen, welche das Buch und das, womit Wir Unsere Gesandten entsandten, leugnen, bald schon werden sie es erfahren, wenn sie um ihren Nacken Ketten und Fesseln tragen und sie geschleift werden. In das siedende Wasser und dann in das Feuer geworfen werden.« Dr. Samys Mahnbrief an mein Gewissen geht noch weiter: »Der Tag wird kommen, mein geschätzter Bruder, an dem Allah dich fragen wird, warum du seine Botschaft ignoriert hast.«

Es sind Sätze wie diese, die in Ägypten zum allgemeinen Sprachgebrauch gehören und die auf der anderen Seite des Atlantiks einen Polizeinotruf auslösen. Die amerikanischen Spione konnten nach dem 11. September 2001 die Abgründe der russischen Seele erklären, Arabisch aber war ihnen so vertraut wie Chinesisch und die islamische Kultur ein stilles Wasser. Plötzlich aber mussten die Experten des Kalten Krieges dem US-Präsidenten erklären, warum die Menschen in Arabien Gift und Galle spucken, wenn sie sein Foto sehen, und warum sie Genugtuung empfinden, wenn ein Terrorist mit einem Flugzeug in das Heiligtum der Nation fliegt.

So gesehen war Dr. Samy einfach zur falschen Zeit am falschen Ort. Die Geheimdienste wollten im Dezember 2001 herausgefunden haben, dass er ein Mitglied von al-Kaida sei, dass er in einer Koranschule der Taliban unterrichtet hatte und dass ein Gotteskrieger aus Saudi-Arabien ihn für den Kampf in Kaschmir und Tschetschenien rekrutiert hatte. Dr. Samy, der sich zu jener Zeit mit Fundamentalisten über die korrekte Bartlänge stritt, vermutet, dass die ägyptischen Behörden nach einem Weg suchten, ihn bequem zu entsorgen. »Die haben den Amerikanern falsche Informationen zugespielt, damit die sich um mich kümmern«, sagt er.

Der 11. September sei ein Werk des Satans gewesen: »Das hat die Welt verfinstert«, davon ist er überzeugt. Ein Tag, der ihn »auf die Nachtseite des Lebens« stellte, »in den Kernschatten des Glücks«. Im November 2001, als schwere Fluggeräte über Kabul kreisten, wurde sein Haus in Afghanistan bombardiert. Herabstürzende Betonteile verletzten Dr. Samy schwer, aus seinem Kopf rann Blut, in einem Krankenhaus in Kabul nähten ihn die Ärzte wieder zusammen. Einer seiner Studenten besuchte ihn tags darauf am Krankenbett und überbrachte ihm eine Warnung: »Für die Soldaten der internationalen Streitkräfte sind die Araber hier wie dreckige Fliegen auf einem süßen Stück Kuchen.« Er solle so schnell wie möglich die Stadt verlassen und in die unübersichtliche Bergwelt an der Grenze zu Pakistan fliehen. »Ich hatte höllische Schmerzen, aber das war nichts im Vergleich zu dem, was die Amerikaner den Arabern hier antun würden«, sagt Dr. Samy.

Auf einmal schlich sich das Gerücht von Zimmer zu Zimmer, dass die Kampfflugzeuge auch Krankenhäuser angreifen würden. Dr. Samy floh zu einem afghanischen Freund und fuhr mit ihm in die Stadt Khost, hundertfünfzig Kilometer südlich von Kabul. »Die Menschen erzählten uns, einige Kämpfer der Taliban hätten hier Zuflucht gefunden«, sagt er. Es würde also nicht mehr lange dauern, bis Khost in Schutt und Asche gelegt wäre. Mit dem Auto nahmen sie die Straße weiter in Richtung Nordosten, zum Hinduksch-Gebirge, wo Dr. Samy Tage später schließlich auch gefasst wurde: von pakistanischen Agenten, die ihn an die Amerikaner übergaben.

Was dann passierte, hat sich in seine Erinnerung für immer eingebrannt, die Stimmen, die Menschen, die Gerüche. Zuerst musste er einen blauen Overall anziehen, und man stülpte ihm eine blaue Tüte über den Kopf. Sie brachten ihn in ein Gefängnis, wo er eine Woche lang zu Themen befragt wurde, über die er beim bestem Willen keine Auskunft geben konnte. Was er im Trainingscamp al-Faruk gemacht habe, in dem die Topterroristen von

al-Kaida ausgebildet wurden. Ob er es gut finde, was die Internationale Koalition in Afghanistan mache, und warum er die Vereinigten Staaten von Amerika verabscheue. Dann wurde er zurück nach Kabul gebracht, zu einem Flughafen, wo eine Militärmaschine bereits startklar war.

Ein Mann fesselte seine Hände und Füße und fixierte ihn an einem Sitz, verband seine Augen mit einem Stück Stoff und stopfte ihm Watte in die Ohren. Neben ihm saßen ein Dutzend Männer, die in der gleichen Situation waren wie er. »Ich wusste nicht, was mit mir passierte«, sagt Dr. Samy. »Der knarrende, donnernde Lärm der Motoren hat sich angehört wie das Lachen des Satans. Ich habe mich gefühlt wie in einem lichtlosen Tunnel, der an beiden Eingängen verschüttet ist.« Irgendwann auf dem 12 948 Kilometer langen Flug hat er dann angefangen, den Koran, den er als Kind auswendig gelernt hatte, still vor sich hin zu rezitieren. »Ich bewegte nur meine Lippen, denn wer redete, wurde geschlagen«, behauptet Dr. Samy. Er hatte gut die Hälfte der Suren durch, als das Flugzeug landete.

Kaum angekommen, musste er sich ausziehen und in einen orangefarbenen Overall schlüpfen. Über seinen Kopf zog jemand von hinten eine Tüte, in die zwei Löcher gestanzt waren, damit die Gefangenen nicht ersticken. »Nur weil ein Soldat manchmal das Wort Guantanamo Bay erwähnte, wussten wir, wo wir sind«, sagt Dr. Samy. An einer Bucht des Karibischen Meeres im Süden Kubas also, wo die Amerikaner ein Foltergefängnis hinstellen ließen, in dem gegen alles verstoßen wird, was das Land von Freiheit und Gerechtigkeit einst zum Vorbild der modernen Welt machte. Häftlinge, die Glück hatten und wie Dr. Samy recht milde in der Gefahrenskala eingestuft wurden, erhielten drei Mahlzeiten am Tag. In den Zellen stand ein Bett, es gab ein kleines Waschbecken und eine Toilette. Diejenigen hingegen, die auf der Liste von Amerikas Staatsfeinden ganz oben standen, hätten es in der Hölle wohl fast besser gehabt.

»Am schlimmsten waren diese sinnlosen Befragungen«, erinnert sich Dr. Samy, »diese menschenverachtenden Verhöre mit dem grellen Licht, bei denen ich geschlagen wurde, wenn ich versuchte, die Augen zu schließen.« Dann bricht es aus ihm heraus: »Nackt haben mich die Wärter über den Asphalt gezogen und mir Gegenstände ins Rektum geschoben. Im Gefängnis Krankenhaus warf mich ein Wärter auf den Boden. Mit vollem Körpereinsatz sprang er dann auf meinen Rücken.« Zwei seiner unteren Wirbel, L₁ und L₂, wurden dabei gebrochen. »Eine Operation hätte mich vor dem Rollstuhl gerettet«, da ist sich Dr. Samy sicher. Bitten und Flehen halfen jedoch nichts. »Drei Jahre und zehn Monate hörten mir nur die Wände zu.«

Dr. Samy beginnt zu weinen, als er seine Geschichte erzählt. Es braucht viel, bis ein gestandener Mann, der in der arabischen Welt sozialisiert wurde, Tränen zeigt.

Seine Schwägerin serviert noch einmal Tee. Es ist Abend geworden, das Licht draußen ist schummrig. »Ich habe im Sommer 1986 ein Ägypten verlassen, das es heute nicht mehr gibt«, sagt Dr. Samy. Als er nach seiner Freilassung am 1. Oktober 2005, einem Samstag, zum ersten Mal wieder in seiner Heimat war, fiel ihm auf, dass die Menschen ihr Benehmen, ihre Tugenden verloren hatten und in einer primitiven Sprache redeten, die er teilweise nicht einmal verstehen konnte. Der Stolz, den ein Ägypter früher durch die Welt trug, ist »verkratzt und verwahrlost«, der Humor nur noch ein »dummes Geschwätz«. Dr. Samy tut es leid, dass sich sein Land in einem derart schändlichen Zustand zeigt.

Ein ebenfalls freigelassener sudanesischer Mithäftling wurde in Khartoum vom Präsidenten des Sudan höchstpersönlich empfangen. Die Ägypter hingegen kasernierten Dr. Samy vom Flughafen weg so lange in einem Krankenhaus in Kairo, bis sie sein Haus in Schubra Kas verdrahtet hatten und genügend Mitarbeiter des Geheimdienstes in das Kaff gezogen waren. Jede Woche ruft ihn jemand unter einem Fantasienamen an, um zu überprüfen, ob Dr.

Samy zu Hause ist. »Im Rollstuhl stelle ich in den Augen des Staates keine große Gefahr dar«, sagt er. »Ansonsten hätten sie mich wohl in einem dunklen Erdloch verenden lassen.«

Wie sollte er es aber auch hinausschaffen aus diesem verwahrlosten Haus und dieser Umgebung, in der stündlich ein Zug fast direkt neben dem Haus vorbeirattert, so laut, dass man tatsächlich das Gespräch unterbrechen muss, da man sonst das eigene Wort nicht mehr versteht. Der Mann hat buchstäblich alles im Leben verloren: die Arbeit, das Geld, die Freunde, die Familie. Er isst täglich Grünzeug und Bohnen und hat Schulden, weil er nicht weiß, wie er das Internet bezahlen soll, sein einziger Zugang nach draußen in die intellektuelle Welt. Finanzielle Unterstützung bekommt er von niemandem. Ein saudischer Geschäftsmann versprach ihm eine dringend notwendige Rückenoperation und wollte ihm auch eine Pilgertour nach Mekka spendieren, doch das großspurige Interview im Fernsehen blieb wie so vieles ein leeres Versprechen. Dr. Samy lebt von umgerechnet zwanzig Euro im Monat, die Freunde und Familie spenden, und von Geschenken, die Gäste wie Abdallah vorbeibringen.

Gerechtigkeit sei etwas, das zu groß für den menschlichen Verstand sei. Ihr Platz sei einzig und allein bei Gott. *Sulm* ist ein Wort, das er häufig benutzt, es heißt übersetzt: Unrecht. Von der Demokratie, die er einst lobte, will er nichts mehr wissen. Von Barack Obama, der die Folterhölle bis heute nicht geschlossen hat, auch nicht. Vor allem aber ist er von den Ägyptern und ihrer viel beschriebenen Großzügigkeit enttäuscht.

»Die Leute im Dorf dachten, die Amerikaner hätten mir zur Wiedergutmachung einen Koffer voller Geld überreicht«, sagt er. »Täglich haben Leute an meiner Tür geklingelt, die mir was verkaufen wollten, die mir Geschichten von unheilbar kranken Leuten erzählten und mir mit Nachdruck sagten, wie sehr sie mich vermisst hätten. Menschen, die noch nicht einmal geboren waren, als ich das Land verließ.«

»Weißt du, was mich besonders traurig macht?«, fragt mich Dr. Samy. In Guantanamo Bay hätten sie einen Hungerstreik begonnen, in der Hoffnung, dass ihnen dann vielleicht jemand zuhören würde. »Da waren wir in der bequemen Situation, Essen verweigern zu können, weil es das täglich gab«, sagt er. »In Ägypten aber muss ich jeden Tag um Essen kämpfen, hier gibt es nichts zu verweigern, hier würde ich ansonsten jämmerlich verhungern.« Es gebe Tage, da übernehme der Hass sein Denken, Gelüste der Rache an jenen Menschen, die ihm das angetan haben. Auch Gedanken an Selbstmord. »Wenn es mir die Religion nicht strikt verbieten würde, wäre ich schon längst nicht mehr am Leben«, gesteht er. Denn im Islam ist die Selbsttötung ein direkter Weg in den Abgrund.

Der Einzige, der ihm neben Gott noch zur Seite steht, ist sein Bruder Hatem. Er ist eben aus Kairo zurückgekehrt und hat nun Feierabend. Er setzt sich zu uns an den Tisch und bedankt sich für den Fisch, den Abdallah mitgebracht hat.

Hatem erinnert sich noch gut an den Tag, als er in der Zeitung Al-Wafd die Überschrift las: »Ägypten verspricht gute Behandlung von Guantanamo-Häftling«. Darin stand der zynische Satz, dass die Amerikaner ihre Häftlinge nur ungern in Länder zurückschickten, in denen ihnen Folter drohe. Seit zwanzig Jahren hatte Hatem kein Lebenszeichen mehr von seinem Bruder Dr. Samy erhalten, er fuhr in die Redaktion der Zeitung und fragte nach mehr Details. Hatem arbeitete damals als Übersetzer für Französisch im Verteidigungsministerium und hatte sich ein kleines, bescheidenes Leben für sich und seine Familie aufgebaut. Einen Tag später wurde er gefeuert.

»Die haben auch mein Leben zerstört«, sagt er. »Egal, was mein Bruder getan hat, ich habe damit absolut nichts zu tun.« Hatem bewarb sich für Jobs, aber einmal von der Staatssicherheit gebrandmarkt, blieben die meisten Türen für ihn verschlossen. Er hält sich mit Hilfsarbeiten über Wasser und hat in Kairo begon-

nen, Jura zu studieren. Heute trägt er einen Bart und Hochwasserhosen, die Kleidung eines fundamentalistischen Muslims. Er hilft seinem Bruder nur, weil es der Koran ihm so gebietet.

Auf eine Entschuldigung aus Amerika wartet Dr. Samy bis heute. Er ließ Atteste einholen, die beweisen sollen, dass ihm in Guantanamo Bay das Rückgrat gebrochen wurde. Die Amerikaner aber beharren darauf, dass seine Verletzungen am Rücken von einem früheren Autounfall stammen. Das Einzige, was er von ihnen bekommen hat, ist ein klappriger Rollstuhl. Es ist derselbe, in dem er noch heute sitzt.

Fünf Tage später bekomme ich eine E-Mail von Dr. Samy, in der er sich für unseren sieben Stunden langen Besuch bedankt. Ich dürfe mich als Teil seiner Familie verstehen. »Der Besuch war wie ein fruchtbringender Regen nach einer langen Dürre, der meinen Garten zum Sprießen brachte«, schreibt Dr. Samy. Er werde gut darauf aufpassen, dass der Garten nicht wieder verwelkt.

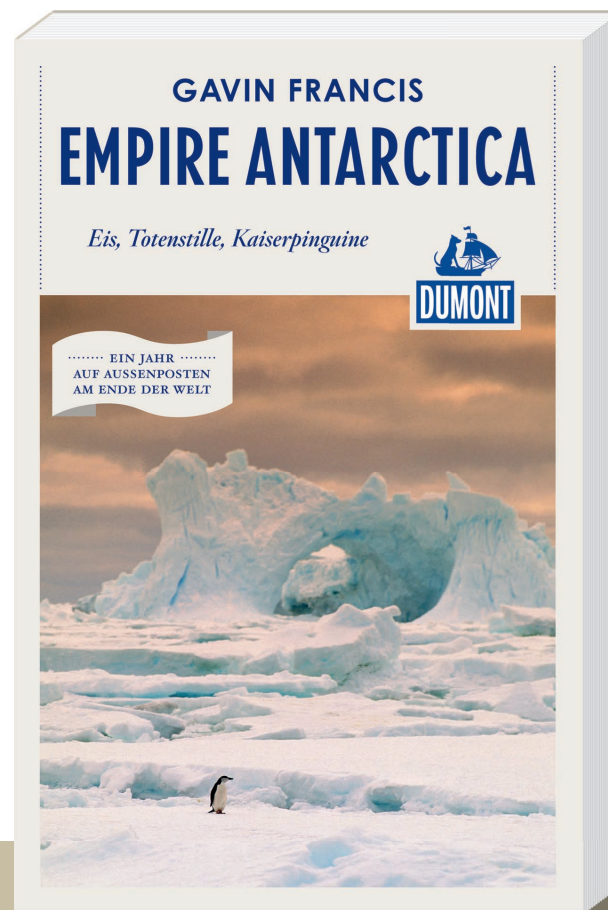
Ein Jahr auf Außenposten am Ende der Welt

Für Gavin Francis erfüllt sich ein Lebenstraum, als er die Arztstelle in Halley, dem Basislager einer britischen Forschungsstation in Antarktika, bekommt. Halley liegt völlig abgeschieden an der antarktischen Caird Coast und weit von allen bewohnten Kontinenten entfernt. An diesem äußersten Ende der Welt erlebt Francis im Kreis eines kleinen Forscher- und Technikerteams das ewige Schweigen der Eismassen und eine tiefe Einsamkeit – ohne Zerstreuung, ohne Abwechslung, ohne Spuren menschlicher Geschichte. Von konstant taghellen Sommertagen über den dreieinhalbmonatigen antarktischen Winter, in dem nur die Sterne ein schwaches Licht in das Dunkel tupfen, führt er den Leser durch ein antarktisches Jahr. Er erlebt die physischen und mentalen Belastungen bei Temperaturen von minus 50 Grad Celsius, die Stimmungen eines Lebens im Eis und in einer weißen Landschaft, in der die Legenden und Mythen von Polarforschern wie Shackleton, Scott, Amundson oder Admiral Byrd weiterleben. Auf seinem Außenposten im Eis verschaffen Gavin die Kaiserpinguine überraschenden Trost. „Empire Antarctica“ ist eine bewegende Erzählung über die Dienstzeit eines Arztes auf dem einsamsten Kontinent unseres Planeten.



Gavin Francis, geboren 1975, wuchs in der schottischen Grafschaft Fife auf und studierte Medizin in Edinburgh. Nach dem Studium war er zehn Jahre unterwegs, er arbeitete in Afrika und Indien und erkundete alle Kontinente, teils auf ausgedehnten Motorradreisen. Nach mehreren Expeditionen in die Arktis erschien 2008 sein erstes Werk „True North – Travels in Arctic Europe“. Geschichte, Geografie und

Reisen faszinieren den Arzt, der sich durch seine ungewöhnlichen Bücher schnell einen Namen als Reiseschriftsteller machte.



EMPIRE ANTARCTICA
VON GAVIN FRANCIS
ÜBERSETZT VON CHRISTINA SCHMUTZ
UND FRITHWIN WAGNER-LIPPOK
PAPERBACK, 350 SEITEN
ISBN 978-3-7701-8256-5
PREIS 14,99 € [D]/15,50 € [A]/sFr. 21,90
ERSCHEINT OKTOBER 2013

Kapitel

1

Ein Blick aufs Eis

*Wir sind hier in einer wundervollen,
vollkommen unbekannten Welt, und ich fürchte,
dass ich sie gar nicht beschreiben kann.
Über allem liegt grenzenlose Einsamkeit.*

Ernest Shackleton, Im Herzen der Antarktis

Herbst über der Antarktis: Sonnenauf- und -untergänge verschmelzen in lodernden Lichtstürmen, Vorboten, so scheint es, die vor der kommenden Finsternis warnen. Auf dem 75. Breitengrad Süd währt die winterliche Polarnacht dreieinhalb Monate. Dann bricht und reflektiert sich auf der Antarktis wie in einem Spiegelsaal das Licht zwischen Himmel und Eis; sobald die Herbsttage kälter werden, badet der Kontinent in flammenden Farben. Das Schelfeis vom vergangenen Jahr ist durch die Sommerstürme vollständig weggebrochen. Jetzt ist es April, kurz nach dem herbstlichen Äquinokti-

um, der Tagundnachtgleiche, und die Vereisung der See ist schon beträchtlich vorangeschritten. Kaiserpinguine kehren feist und glänzend vom Sommerfischzug zurück, um sich der Begattung auf dem ozeanischen Eis hinzugeben, das sich neuerdings um die kontinentale Uferlinie herum gebildet hat. Sie stellen in der Evolution die einzige Tierart dar, die ohne Unterbrechung den Winter an diesen Küsten überleben kann. Dass sie dabei die ganze Zeit durchbrüten und die Eier auf ihren polarnächtlichen Watschelgängen auf den Füßen mit sich herumschleppen, darf als ein Wunder der Natur gelten.

Es ist ein zwanzig Kilometer langer Trip von der Halley-Forschungsstation bis zur nächsten Kaiserpinguin-Kolonie. Der Brutplatz ist einer der ausgedehntesten der Welt – jeden Herbst versammeln sich hier an die sechzigtausend Kaiserpinguine. Die Halley-Küste jenseits der mahlenden Strudel der Packeisfelder des Weddellmeers, diesem Friedhof der Schiffe, ist nur zwei Monate im Jahr erreichbar. Es heißt, sie sei so entlegen, dass es leichter sei, einen medizinischen Notfall von der Internationalen Raumstation ISS zu evakuieren als im Winter jemanden aus Halley herauszubringen. Einige Bewohner nennen sie liebevoll »Halley-Raumstation«. Ich bin hierher gekommen, um ein Jahr lang auf der leeren Eiswüste zu leben, und heute werde ich hinuntergehen zum neu gebildeten Schelfeis und mir das Stelldichein der Kaiserpinguine ansehen.

Unsere Schneemobile sind vollständig mit Plane bedeckt, um sie vor herbstlichen Schneestürmen zu schützen. Es ist eigentlich zu kalt für die Jahreszeit, fast minus 40 Grad Celsius. Russ, einer der Wissenschaftler auf der Halley-Station, war damit einverstanden, mich zu begleiten; allein loszuziehen gilt als zu gefährlich. Obwohl wir unter der wasserdichten Hülle eine Stunde lang Petroleumlampen haben brennen lassen, braucht es eine weitere Stunde, bis wir die Schneemobile oder »Skidoos« starten können. Immer wieder ziehen wir den Startriemen durch,

bis der Arm schon schmerzt, doch endlich kommt stotternd Leben in die Maschinen.

Das Eis ist vom Wind aufgeraut und zu frostigen Wellen modelliert, ein todesstarrer Ozean. Eine sanfte Hebung in dem eisbedeckten Küstenstreifen, die Ernest Shackleton nach einem der Sponsoren der Endurance-Expedition Caird-Küste getauft hatte, zieht zu unserer Linken in Richtung Südpol. Trotz der geheizten Griffe müssen wir wiederholt anhalten und die Arme wie Windmühlenflügel kreisen lassen, damit das Gefühl in unsere Daumen zurückkehrt. Bei jedem Stopp hält Russ an und wartet auf mich. Wenn er Halt macht, tue ich dasselbe. Beim Fahren bahnen wir unsere eigene geräuschvolle Schneise, doch sobald die Maschinen stillstehen, kann man hören, wie die Eiskörner durch die Stille jagen; es klingt ein wenig nach gedämpftem Beifall aus der Ferne.

In höheren Breitengraden scheint die Sonne nur widerstrebend untergehen zu wollen, sie trödelte noch ein wenig herum, bevor sie sich von der gefrorenen Erde auslöschen lässt. So sanft schwebt sie, dass ihre ersterbenden Farben noch stundenlang auf dem nördlichen Himmel haften bleiben, nachdem sie hinter dem Horizont abgetaucht ist. Ich bemerke, dass ich die Sonne noch nie so dahinsegeln sah, abgeflacht und ausgefranst wie ein Riss in einem Lumpen, der den Himmel darstellt. Edward Wilson, der Doktor, Naturforscher und Visionär, der Captain Scott zum Pol begleitete, bemerkte über die Sonnenuntergänge auf der Antarktis: »Es scheint vielleicht etwas hergeholt, zur Beschreibung eines Himmels chemische Begriffe zu Hilfe zu nehmen ..., aber das Licht grell aufleuchtenden Kaliums trifft es genau«. Die Rottöne stellte Wilson sich als brennendes, in die Polarnacht flammendes Strontium vor.

Nie zuvor habe ich so weit weg von jeglichen Pflanzen gelebt, doch in diesem Herbst kommen mir ständig botanische Vergleiche in den Sinn – das komplette Regenbogenspektrum des Chlo-

rophylls. Die Rottöne sind Anthocyane, das ölhaltige Crimson-Rot herbstliche Ahornblätter. Der Halbschatten der Sonne gleicht dem Karotin von Möhren, die ausgemergelten Goldtöne herabgefallenen Kirschblättern.

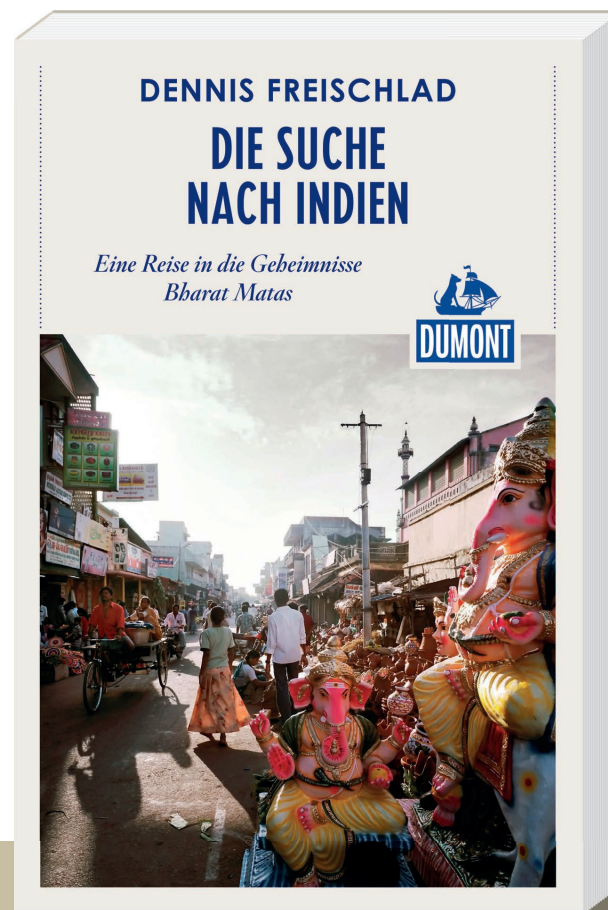
Mysterium Indien

Über viele Jahre hinweg hat der Dichter und Künstler Dennis Freischlad in Indien gelebt, er hat sich als Übersetzer und Bibliothekar, Farmer und Hostelmanager verdingt. Nun begibt er sich noch einmal auf eine abenteuerliche Entdeckungsreise durch die Verschiedenheiten von Bharat Mata, „Mutter Indien“. Er möchte ihren Geheimnissen nahekommen: ihren Menschen, Mythologien, ihrer einzigartigen Mentalität und dem Grund, warum bis zum heutigen Tag Reisende, Dichter und Sinnsuchende von diesem Land und seinen Bewohnern unvermindert angezogen werden. Auf der Suche nach der Essenz Indiens reist Dennis Freischlad mit seinem Motorrad vom tempelreichen Süden des Landes über das paradiesische Kerala und das schillernd-zerstörerische Mumbai bis in die Steppe des romantischen Rajasthan. Weiter geht es mit dem Zug in den Punjab, um schließlich an den Ufern des Ganges im mystischen Varanasi anzukommen, der heiligsten Stadt der Hindus. Hinsichtlich Erfahrungen, Begegnungen und Intensität wird es eine Reise durch das „reichste Land der Welt“. Der Indienkenner schildert den Alltag, die Geschichte und Gegenwart der Inder in spannenden, poetischen und oft skurrilen Begegnungen und erzählt aus erster Hand von ihren Träumen und Realitäten, immerwährenden Katastrophen und Hoffnungen.



Dennis Freischlad, 1979 in Hessen geboren, verließ Deutschland mit 18 Jahren, um bei den vom Aussterben bedrohten Bwindi-Berggorillas im Westen Ugandas zu leben und deren rudimentäre Sprache zu erfassen. Im Anschluss zog er weiter nach Asien und verbrachte elf Jahre überwiegend in Indien und auf Sri Lanka, immer wieder unterbrochen durch Aufenthalte in Berlin und Köln. Derzeit teilt er sich seine Lebenszeit

zwischen Köln und Indien auf und schreibt überwiegend Lyrik, Reiseberichte und Essays.



DIE SUCHE NACH INDIEN
VON DENNIS FREISCHLAD
PAPERBACK, 300 SEITEN
ISBN 978-3-7701-8250-3
PREIS 14,99 € [D]/15,50 € [A]/sFr. 21,90

ERSCHEINT OKTOBER 2013

Kapitel

2

Thanjavur

*Weder Sein noch Nicht-Sein war damals;
nicht war der Luftraum noch der Himmel darüber.
Was strich hin und her? Wo? Was war diese Kraft?
Waren es Tiefen unergründlicher Wasser?*
Schöpfungsgesang, Rig Veda

Fünfuhrdreißig. Unter den Singsang-Versprechungen der Vögel und der lauthalsen Tempellautsprecher, die ihre Gesänge vom immer selben Band in den frühen Morgen blasen, erwache ich in meinen ersten Reisetag, und zehn Minuten später ist der Rucksack auf dem Rücksitz von Marlene, meinem Motorrad, befestigt. Von Auroville aus fahre ich die wenigen Kilometer nach Pondicherry, trinke zwei *chai* bei meinem Lieblings-*chai-wallah*, um zu ersten Kräften zu kommen, und erzähle ihm und dem halben Dutzend schlafwandelnden Gestalten, die der frühe Morgen an den warmen *chai*-Stand gespült hat, dass ich rauf nach Varanasi reise. Zustimmendes Murmeln und zustimmendes Kopfwackeln. Mit der Aufforderung »Bring heiliges Ganges-Wasser!« werde ich in den noch leisen und unan-

gestrengten Tag verabschiedet, die Straßen sind leer, der Morgen dämmt. Ich bekomme noch einen Butterkeks aufs Haus, um das Abenteuer nicht mit leerem Magen beginnen zu müssen: Der erste Teil meiner Reise wird mich in das Kernland des alten shivaistischen Indien bringen, ins Innere Tamil Nadus, von dem böse wie gute Zungen behaupten, es habe sich in seiner Lebensart und Mentalität in den letzten zweitausendfünfhundert Jahren nicht verändert.

In der turbulenten Geschichte Indiens hat sich der drawidische Süden eine einzigartige Position bewahrt. Die meisten der unzähligen Invasionen fanden im Norden statt und veränderten ständig dessen politische, soziale und religiöse Verhältnisse. Im tiefen Süden allerdings, der sich seit jeher mehr zur See als zum Land orientiert, ist trotz etlicher Umbrüche eine besondere Kultur erhalten geblieben, und mit ihr überlebten die drawidischen Sprachen wie Tamil oder Telugu, ein noch immer lebendiger Shivaismus sowie ein tempelsigniertes Landschaftsbild, welches sich tapfer gegen das 21. Jahrhundert verteidigt.

Eine Panoramastraße, die ins sechzig Kilometer entfernte Cuddalore führt: das Meer und die aufgehende Sonne zur Linken, zur meiner Rechten die Symbole des indischen Wachstums, kahle Rohbauten für Apartments und Gewerbe, die gerade in die Höhe gezogen werden, dazu staubüberzogene Bäume und Lkws, winzige Obstgeschäfte mit ihren schlafenden Inhabern und enorme Menschenmassen, die neben den eigentlichen Verkehrsteilnehmern und unzähligen Tieren die Straßen für sich in Anspruch nehmen.

Nach fast eineinhalb Stunden erreiche ich Chidambaram, mein erstes Ziel. Ein unspektakuläres Großdorf, das jedoch ein wahres Juwel beherbergt. Mit den Worten, ich sei in fünf Minuten zurück, parke ich Marlene bei einem Zeitungshändler direkt am Eingang des berühmten Nataraja-Tempels.

»*Just five minutes*« ist Indiens geläufigste Floskel und hat weder etwas mit Raum noch mit Zeit zu tun. Sie ist wie das Wort

Gott, welches Platzhalter ist für etwas, das der Mensch nicht näher bestimmen kann. Und wie das Nirvana vollkommen leer und gestaltlos.

Eine zuschnappende Hand, in der alle Fingerspitzen zusammengeführt werden, ist die Geste, die das gesprochene Wort unterstützt und vollendet. Wenn es in Indien heißt, man solle nur fünf Minuten warten, so bedeutet das schlichtweg, dass niemand auch nur die leiseste Ahnung hat, was, wann und wie geschehen wird. Aber es wird etwas geschehen, bestimmt, irgendwie, irgendwann – möge es in fünf Minuten, fünf Stunden oder nie eintreten.

Aber nicht immer werden Worte zur Kommunikation benötigt. Eine Dauer-Geste, ohne die Indien nicht vorstellbar wäre, ist das Wackeln des Kopfes. Der Indien-Neuling ist oft verwirrt, fragt sich, ob mit dieser Bewegung ein Ja oder ein Nein gemeint ist, denn das bejahende Kopfwackeln der Inder ist dem Kopfschütteln sehr ähnlich, welches von den meisten Erdenbewohnern als Verneinung interpretiert wird. Die Lösung findet sich stets in der Mimik derer, die das Kopfwackeln als Antwort geben: Wackelt das indische Haupt mit einem gleichgültigen oder erfreuten Gesichtsausdruck, so bedeutet dies »ja« oder »okay«. Wird aber der auf dem Hals rangierende Kopf mit einem verärgerten, angewiderten oder entsetzten, spitzgelippten und Augenbrauen zusammengepressten Gesicht kommentiert, so sieht man sich einer deutlichen Verneinung gegenüber. »Vielleicht« gibt es nicht. Hier greift der Inder wieder zu Wort und Zungenschlag, um mit der Aussage »*wait five minutes*« auf eine bestenfalls obskure Wahrscheinlichkeit aufmerksam zu machen.

Wie so oft war eine Götterbegegnung Grund, einen Tempel und infolgedessen auch eine Stadt zu bauen. Die Legende besagt, dass Shiva durch die Mangrovenwälder der Gegend zog und mit der Göttin Kali, die unter anderem den Tod und die Finsternis repräsentiert, einen Tanzwettbewerb ausfocht, aus dem er als Sieger hervorging. Die perfekten Bewegungen Shivas alias Nataraja

(»König des Tanzes«) sind seitdem ein Symbol für die Schöpfung und die Zerstörung des Kosmos. Ein immerwährendes Tanzspiel, das in jeder Sekunde des Daseins seine Uraufführung erlebt. Die Tradition besagt, dass Shiva von hier aus in den Himmel aufgestiegen ist, und so ist der Tempel in Chidambaram (der Name bedeutet »Der Himmel des Bewusstseins«) einer der wichtigen fünf südindischen Tempel, welche die Elemente verkörpern. In diesem Fall Äther, die Himmelfahrt.

Das Tempelareal ist riesig; aber kommt der Besucher im eigentlichen Hauptgebäude an, geht es nicht in den Himmel, ganz im Gegenteil: Man steigt in die Erde hinab. Niemand weiß genau, wann der Tempel erbaut worden ist (12. Jahrhundert?), aber er macht den Anschein, als befände er sich schon seit Jahrtausenden auf dieser Erde. Ich komme gerade rechtzeitig für eine der großen *puja*, die sechs Mal am Tag stattfinden: Durch den dunklen Bauch des Tempels – weite und hohe Säulengänge – zieht eine Bande Musiker, die nur mit einem *lungi* bekleidet sind, und sie haben alles dabei. Mit großem Tamtam spielen sie ihre Trompeten, Schellen und Hörner, blasen in ihre Muscheln, um mit der Kraft ihrer Lungen Shiva zu ehren. Tosend gelangen sie zum Tempelinnern, hinter einem großen Kranz aus Öllichtern sitzt der Nataraja, die Bronzefigur des tanzenden Shiva, von dem Kapila Vatsyayan sagt, er verkörpere »jene allumfassende Komplexität aller manifesten Erscheinungsformen, die in gebändigter, unaufhörlicher Bewegung einfließen in den Moment ewiger Stille.«

Ich bin Zeuge einer Zeremonie, die sich über die Jahrhunderte nicht verändert hat. Die halbnackten Priester und Musiker, der dicke Öllampenduft, die dunklen Gemächer, in denen so viel Geheimnis und in die eigenen Hirnhälften geflüsterte Gebete schweben, dazu der immer gleiche Rausch der Instrumente, der in die komplexe Stille führt. Und auch heute noch schenken die Trommelwirbel eine Ahnung von dem eigentlichen Welttheater, welches hinter der Musik, hinter den (Augen-) Blicken als Essenz der

Abertausend Sinneseinheiten existiert und welches jederzeit die sich manifestierenden Töne und Formen vorgibt.

Ich würde gerne länger bleiben und muss mich schließlich zwingen zu gehen. Draußen wird es immer heißer, und mein Magen hat selbst schon die Erinnerung an den frühmorgendlichen Butterkeks verdaut. Auf der Hauptstraße mache ich ein kleines Restaurant für ein typisch tamilisches Frühstück aus. Es gibt *idly*, fermentierte Reisfladen, die mit Kokosnuss-Chutney und *sambar*, einer Linsensoße, gegessen werden, und dazu *wada*, meine Lieblingsspeise: kleine, goldbraun frittierte Ringe aus Linsenmehl, die ebenfalls in Sambhal und Chutney getunkt werden.

Als ich wieder bei Marlene angelangt bin, ist es erst halb neun, aber schon so heiß, dass man es in der Sonne kaum mehr aushält. Ich binde mir ein Tuch um den Schädel und ein weiteres vor Nase und Mund, um mich vor Sonne und Abgasen zu schützen, und nehme die nächsten hundertzwanzig Kilometer in Angriff, die mich nach Thanjavur führen.

Chinnakumati, Vaitheeswaran Koil, Pudukkottai; keine unsauberen Sprachverwirrungen, sondern gestandene Ortschaften, die der Morgen an die Ufer der Straße spült. Der Straßenverhältnisse wechseln alle zehn Kilometer zwischen sehr gut und sehr schlecht, die Landschaft aber bleibt dieselbe. Unbewässerte Reisfelder, die auf den Monsun warten, die Straßen bestanden mit dicken Banjan-, Neem- und Tamarindenbäumen, dahinter abwechselnd palmenumkränzte Felder oder Dörfer, die sich nur in ihren Namen unterscheiden. Eine idyllische, seltsam unangestregte Landschaft, die doch von der Macht der harten Sonne beherrscht wird.

Thanjavur, Thanjavur. Bald summe ich den klangvollen Namen mantrisch vor mich hin und erwarte eine Zauberstadt, die allerdings noch etwas auf sich warten lassen muss. Zwanzig Kilometer vor der Stadt beginnt Marlene zu schwimmen und ich merke sofort, dass ich mir in einer der Kiesgruben, die ab und zu die Straße unterbrechen, einen Reifen platt gefahren habe.

Wir schleppen uns in das nächste Nest, Ayyampettai, und halten am ersten *mechanic shop*, der anscheinend ein ganz besonderer Ort, eine illuminierte Insel des Glücks ist. Nicht, dass die Tamilen sonst Miesepeter wären, aber während der Dreiviertelstunde, die es dauert, meinen Platten zu richten, kommen ständig unglaublich gutgelaunte Menschen vorbei, um, buchstäblich jauchzend vor Freude, »quality time« mit meinen Mechanikern zu verbringen. Wenn gerade keiner da ist und ich an dem *chai* nippe, den man mir gebracht hat, arbeiten die beiden jungen Kerle konzentriert an Marlene. Aber sobald ein Dorfbewohner unter großem Gelächter zu Besuch kommt, wird glücklich der Ölstand gemessen oder unter wilden Lacheinheiten eine Schraube nachgezogen. Jemand bringt Essen vorbei, erzählt von den Ereignissen seines wohl sehr ereignisreichen Tages und wird mit einem Schauspiel der Freude, das fast fünf Minuten dauert, wieder in seinen Tag entlassen; das schwimmende »Rrrrr« der tamilischen Sprache hängt in der Luft wie ein Gewitter, das sich ständig unter tosenden Glückssalven entlädt.

Clint Eastwood sagte einmal: »Ich reite in eine Stadt, der Rest ergibt sich«.

Aber in Thanjavur will sich, zumindest mir, erst mal gar nichts ergeben. Ich kämpfe mich durch den dichten Verkehr ins Zentrum und warte auf eine Eingebung. Aber alle Guesthouses und Lodges, die ich passiere, sehen nichtssagend und kalt aus. Bald siegt die Mittagssonne gegen mein Vorhaben, solange herumzufahren, bis mich meine Sinne zu etwas »Schönem« gelotst haben.

Ich biege in eine Straße und nehme das erste, was kommt, und natürlich ist es eines dieser namenlosen Riesenlodges, die billigsten Unterkünfte der Stadt. Aber ich kann Marlene gut unterstellen und das ältere Ehepaar, das mich an der Rezeption begrüßt, freut sich anscheinend über meinen Besuch.

»Erdgeschoss oder zweites Geschoss?«

»Zweites.«

»Uh«, sagt die Frau und reicht mir Vorhängeschloss und Schlüssel, »das wird ihn nicht freuen.«

In diesem Moment erhebt sich ein etwa fünfundfünfzigjähriger Mann von der Couch und wedelt sich jede Menge Krümel von seinem Hemd. Der Portier. Ich hatte ihn nicht bemerkt, da seine Uniform den Grauton des Sofapolsters hat.

Sein Chef zeigt auf ihn und sagt: »Schau, zweiter Stock immer schwierig für ihn, er ist alt und hat einen dicken Bauch, naja...«

Doch er schafft die zwei Stockwerke ohne Probleme, zeigt währenddessen auf seinen Bauch und formt eine Schere, Schnipp-schnapp, macht er, und ich frage, ob er sich den Magen verkleinern lassen will oder so, aber er lacht nur laut und sagt: »Nein nein, Geschwür, sehr schlechtes Geschwür!«

Thanjavur ist die ehemalige Hauptstadt des alten Königreiches der Chola, die seit dem 9. Jahrhundert fünfhundert Jahre lang Südindien regierten, das Land durch intensiven Handel mit Römern und Ägyptern zu Reichtum führten und in ihrer Blütezeit über ein Territorium herrschten, das sich vom Osten des heutigen Indonesien bis in den Norden des Dekkan erstreckte.

Trotz der beeindruckenden Vergangenheit bin ich nur zwei Jahre zu spät. 2010 feierte der Brihadishwara-Tempel, Weltkulturerbe und Vorzeigebau des Chola-Reiches, sein tausendjähriges Bestehen.

Zwei aus ihren Khaki-Uniformen platzende Polizisten weisen mir meinen Parkplatz zu, und das erste, was mir im Tempel auffällt, sind die leeren *biodegradable* Mülleimer und ein Touch-Screen-Kiosk, dessen Funktion mir leider nicht klar wird, da er geschlossen ist. Elefant! Kein südindischer Tempel, der etwas auf sich hält, kommt ohne einen Elefanten aus, der als lebendige Segnungsstätte Eintritt in den Tempel gewährt. Besucher legen Münzen oder Bananen in den Rüssel, der Elefant bläst das Geld in die Hände seines Führers und segnet die Menschen, indem er ihnen kurz mit dem Rüssel über den Kopf streichelt.

Es geht durch mächtige Mauern und Tore, bis man im inneren Tempelbereich angelangt ist und von der goldenen Nachmittags-sonne erwartet wird. Brihadishwara hat nichts von der ungreifbaren, unterirdischen Magie des Nataraja-Tempels, und er braucht es auch nicht. Er zeigt all seinen Stolz im Tageslicht und übermittelt ein Gefühl von Ewigkeit und Dauer. Bei seiner Fertigstellung war der Tempel zehn Mal größer als alles andere, was sich sonst an hinduistischen Gottesstätten im Land tummelte. Die Weite und die vielen Sonnenwinkel laden ein, einen Spaziergang über die Grünflächen zu machen und dem Schwalbenschwarm zuzuschauen, der seine Runden um den sechsundsechzig Meter hohen Zentralturm dreht. In dessen Innerem befindet sich ein riesiger Shivalingam, welcher außerhalb des Gebäudes vom tierischen Begleiter Shivas bewacht wird. Der Büffel Nandi, der in jedem Shiva-Tempel den Blick auf die Gottheit gerichtet hat, ist einer der größten Indiens und seine sechs mal drei Meter sind aus einem einzigen Felsen herausgeschlagen. Treuer Freund und Weggefährte des Mahadevas, hat er auch noch Zeit für die Menschen: Eines der Ohren Nandis ist stets etwas abgewinkelt, damit die Menschen ihre Wünsche hineinsprechen können.

Nach einem halben Tag im lauten und stickigen Verkehr dauert es eine Weile, bis ich mich an die Ruhe und Weitläufigkeit des Tempels gewöhne. Auf einer Grasfläche mache ich es mir bequem und nehme die »Bhagavad Gita« zur Hand, von der Alexander von Humboldt sagte, sie sei »das schönste, ja vielleicht das einzig wahrhafte philosophische Gedicht, das alle uns bekannten Literaturen aufzuweisen haben.«

Unter den heiligen Schriften Indiens nimmt die »Bhagavad Gita«, »Der Gesang Gottes«, eine besondere Rolle ein. Neben den ersten sinnsuchenden Schriften der Menschheit, den spirituellen Veden und den »Upanishaden«, in denen die stets aktuelle Weisheit der inneren Weltverarbeitung beschrieben wird, ist die »Bhagavad Gita« näher an der Seele und Stimmung des Volkes. Das Stu-

dium der Veden und »Upanishaden« war schon immer Aufgabe der Brahmanen, der Priesterklasse. Aber jeder Inder kennt von klein auf die zwei großen Epen, das heldenhafte »Ramayana« und das »Mahabharata«, welche mitsamt den Puranas und tantrischen Texten den Kanon der großen indischen Schriften abrunden.

Die »Bhagavad Gita« ist als religiös-philosophische Dichtung eine Episode des »Mahabharata« und ein Lehrgespräch zwischen zwei Männern, die sich einer äußeren und inneren Schlacht stellen müssen. Krishna führt den Pandava Arjuna als dessen Wagenlenker in einen Kampf gegen die eigenen Verwandten der Kuru. Arjuna muss als Anführer seines Clans ein riesiges Heer gegen ehemalige Vertraute und Freunde positionieren und sieht sich in einer ausgewogenen Situation: Entweder er kommt seiner Aufgabe als Heerführer nicht nach und wird mitsamt seinen Truppen vernichtet, oder er muss sich dafür verantworten, sein Schwert gegen einstige Vertraute zu richten. Schaudernd erblickt er die Gesichter seiner früheren Gefährten in den feindlichen Reihen, und stimmt im ersten Gesang des Buches ein Klagelied an:

»Kein Heil mehr seh ich,
wenn im Kampf ich die Verwandten umgebracht.
Krishna, den Sieg begehrt ich nicht,
noch Herrschaft, noch die Freuden all.
Was soll die Königsherrschaft uns,
was der Genuss, was das Leben selbst?
Um derentwillen wünschenswert Herrschaft,
Besitz und Freuden sind,
Die stehn in Reihen hier,
im Kampf aufopfernd Leben, Hab und Gut.
Lehrer, Väter und Söhne sinds
und ebenso Großväter auch;
Oheime, Schwäher, Enkel sinds,
Schwäger wie auch Verwandte sonst.

Diese zu töten wünsch ich nicht,
und sollten sie mich töten auch.«

In den folgenden Versen wird Krishna, der als Inkarnation Vishnus auftritt, Arjuna den Unterschied zwischen der Tat und der Nicht-Tat erklären, der uns befähigt, inmitten eines Lebens, das uns vor die verschiedensten moralisch unlösbaren Aufgaben stellt, die richtige Wahl zu treffen; er wird ihn in das Geheimnis des *brahman*, des ewigen Seins, einweisen, ihm die *samkhya*-Philosophie und den *vedanta* der »Upanishaden« darlegen sowie die drei großen Mächte erklären, die Natur und Menschen innewohnen und deren Leben auf Erden bestimmen.

Auf dem Rückweg kaufe ich noch eine kleine Flasche Old Monk – nicht der beste, aber der beste Rum Indiens – und lade Kumar, den Portier, auf ein Gläschen ein. Halbnackt sitzen wir im Gang vor meinem Zimmer, rauchen Beedis und trinken. Es gibt nicht viel zu erzählen. Schwitzend und zufrieden sitzen wir eine Stunde zusammen und bevölkern die Dunkelheit mit blauem Rauch. Zehn Uhr. Kumar erhebt sich, gähnend, und streift sich sein Hemd über.

»Uuuuh«, sagt er und reibt sich den mächtigen Vorderbau, der an die Statur des Gottes Ganesha erinnert, »Schmerz, Schmerz«. Dann lacht er und nimmt noch einen letzten Schluck, um diesen zwei Sekunden später in die Nacht zu rülpsen.

Geschwür, Tabak und Rum: Da muss er jetzt durch. Auf seinem Gesicht liegt eine gewisse Hingabe an den Schmerz und seine Situation. Er trägt, denke ich, er trägt. Körper, Krankheit, Menschsein. Langsam wackelt er die zwei Stockwerke hinunter, um wie jede Nacht auf einer dünnen Matratze neben der Rezeption in seine Träume zu finden.

Ob er den Kampf gewinnen wird?

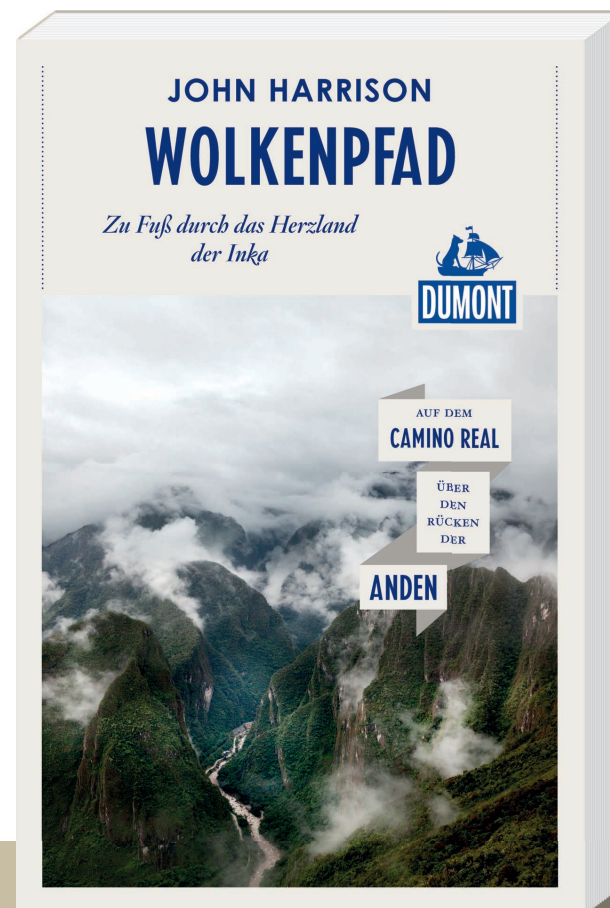
Wo die Staffelläufer der Inka rannten

Der Wolkenpfad verläuft hoch über dem Rücken der Anden, durch raues Land. Kälte, Niederschläge und Höhe machen Harrison während seiner mehrmonatigen Fußreise vom Äquator bis zu den magischen Ruinen der Inka-Stadt Machu Picchu wahrhaftig zu schaffen. Die Menschen, auf die er in den Bergen gelegentlich trifft, haben kaum je einen Weißen gesehen. Ihr Leben ist hart, ihre Armut real. Harrisons Buch lässt die extremen Landschaften, die er unter den Vulkanen der Anden durchstreift, und die extremen Lebensbedingungen der Menschen ebenso lebendig werden wie die zahlreichen Ruinen des Inka-Imperiums am Weg, die er eingehend würdigt. Er läuft den Camino Real ab, den Königsweg, auf dem einst die Staffelläufer der Inka rannten und binnen weniger Tage aus allen Winkeln des Reiches wichtige Nachrichten zu den Herrschern beförderten. Das Gelände ist eine Herausforderung, der Weg beschwerlich. Auch der von Harrison auf einem Dorfmarkt ersteigerte Esel hilft wenig. Zu störrisch ist das Tier. Die vielen Unwägbarkeiten der Reise, die Ängste und die Einsamkeit, kaum einmal unterbrochen durch kurze Aufenthalte in Gebirgsdörfern, werden feinfühlig und spannend erzählt.



John Harrison, in Liverpool geboren, studierte in Cambridge und Liverpool und arbeitete nach dem Hochschulabschluss in der walisischen Hauptstadt Cardiff als Stadtplaner. In den 1990er Jahren gab er diesen Beruf auf, um sich ganz dem Reisen und Schreiben zu widmen. Er besuchte alle Länder Südamerikas und über vierzigmal die Antarktis. Harrison veröffentlichte zahlreiche Artikel sowie mehrere

Bücher und wurde mehrfach mit Preisen ausgezeichnet. »Cloud Road« wurde 2011 zum Wales Book of the Year gekürt.



WOLKENPFAD
VON JOHN HARRISON,
ÜBERSETZT VON CHRISTINA SCHMUTZ
UND FRITHWIN WAGNER-LIPPOK
PAPERBACK, 450 SEITEN
ISBN 978-3-7701-8257-2
PREIS 16,99 € [D]/17,50 € [A]/sFr. 25,90

ERSCHEINT OKTOBER 2013

Kapitel

3

Ein neues Eden

Von Baños aus wanderten wir siebzig Kilometer bergauf nach Süden zu der kleinen Stadt Cajabamba, auf einem von Eukalyptusbäumen und beeindruckenden Cabuya-Kakteen gesäumten Weg. Die Mauern der aus rotem, mit Stroh vermischem Lehm errichteten typischen Adobe-Häuser glänzten in der Sonne wie altes Gold. Wir stiegen einen heißen Hügel hinauf und kauften auf halbem Weg in einem kleinen Laden Orangen. Ich fragte die Verkäuferin: »Wie viele Touristen kommen hier jährlich ungefähr vorbei?«

»Im Durchschnitt?«

»Genau.«

»Ungefähr?«

»Ja.«

»Alle zusammen genommen?«

»Ja.«

»Keiner.«

Es war Elaines erste richtige Trekkingtour, und sie hielt sich gut. Auf dem ersten Pass war ein kleines Fußballfeld angelegt, das die gesamte ebene Fläche ausfüllte, weshalb es rautenförmig war. Ich stellte mir vor, wie man hier spielen würde. Von oben auf das kleine Baños zurückblickend, schien es etwa die Größe von Cajamarca zur Zeit der Eroberung zu haben: Kaum vorstellbar, dass auf einem solchen Dorfplatz Geschichte geschrieben wurde. Geradeaus konnten wir viele Kilometer weit den vor uns liegenden Weg überschauen, der durch ein hübsches Tal hinauf zu einem Pass auf dem Kamm führte. Um die Mittagszeit rasteten wir an einem pittoresken Flösschen und aßen Brot und Käse; in der Nähe saß eine Frau zwischen ihren dunkelbraunen Schafen und spann dunkelbraune Wolle. Der Wasserlauf grub sich seinen Weg durch das satte Erdreich. Direkt über einer neu entstandenen Abbruchkante hing ein Haus, das beim nächsten Regen abstürzen würde. Verständlich also die schlechte Laune des Schäferhundes, der es bewachte. Auch der Weg war zum größten Teil weggebrochen und bestand nur noch aus einer brüchigen, knapp fünfundzwanzig Zentimeter breiten Kante. Mit schwerem Gepäck war er unpassierbar. Wir kletterten also hoch in die Felder und kamen zu einem heruntergekommenen Haus, wo ein mindestens ebenso heruntergekommener Mann, mit einem Unterhemd und einer schäbigen, offenen Hose bekleidet, seinen abgemagerten Hund zurückpiffte, dessen Rippen sich wie ein gesplitterter Lattenzaun abzeichneten. Elaine zog eine Hundescheuche hervor, eine kleine Büchse, die Ultraschallsignale abgab, auf die theoretisch verschiedene Reaktionen denkbar sind. Es lief gut: Der Hund hielt inne, schaute leicht gequält drein und trat den Rückzug an. Der Mann kaute auf einem weißen Maiskolben. Er zeigte uns, wie wir den Erdrutsch umgehen konnten.

Der Pfad stieg vergleichsweise leicht bis zu einer zweiten Was-

serscheide an, wo er sich als waschechte Inka-Straße mit Steineinfassungen und Bewässerungskanälen fortsetzte. Wir stießen auf halbmondförmige Inka-Terrassen, die Fundamente weiträumiger Magazinbauten und ein ehemaliges *tampu*, ein Rasthaus. Um vier Uhr erreichten wir einen großen, alten Landsitz und sprachen mit dem Neffen des Besitzers.

»Dürfen wir hier zelten?«, fragte ich ihn und zeigte auf ein flaches Feld, um das ein sauberer, betonierter Bewässerungsgraben verlief. Es war ein langweiliger, aber praktischer Platz.

»Könnt ihr machen. Aber ein bisschen weiter oben liegt ein kleiner See, er ist sehr schön.«

Ich hatte auf der Karte keinen See bemerkt. »Wie weit ist er weg?«, fragte ich. Er antwortete mir mit jenem merkwürdig abwesenden Blick, den ich bereits kannte, wenn es um genaue Entfernungs- oder Zeitangaben ging; als hätte ich ihn gebeten, alle Moleküle einer Kuh aufzuzählen. Wir riskierten es und gingen weiter. Es war unser erster schwerer Marsch an diesem Tag. Ein steiler, trockener Abflussgraben fraß sich durch Brachland, doch oben wartete schließlich ein mit Schilf umwachsener See von einem knappen Kilometer Durchmesser auf uns. Ein Fisch sprang hoch, ein Jagdhund trottete zwischen den Bäumen umher und akzeptierte uns für die Nacht. Unser Kocher funktionierte brav, der Sonnenuntergang war herrlich, und dahinter stieg der Neumond auf, gefolgt von Venus. Das Geschrei von Kindern echote über das Wasser: Sie wollten nicht hinnehmen, dass der Tag zu Ende ging. Wir lagen um den Kocher, hielten Händchen, und die Milchstraße zog über unseren träumenden Augen dahin.

Es war eigenartig, das Zelt mit Elaine zu teilen, sie in ihren Schlafsack eingehüllt neben mir zu haben, daliegend wie eine geschmeidige Odaliske. Um fünf Uhr dreißig krächte ein junger Hahn, er weckte sämtliche Hunde rundum, die daraufhin sinnlos losbellten, unser Jagdhund eingeschlossen. Wir brauchten also keinen Wecker. Als wir um sechs Uhr Kaffee machten und

Brot und Bananen aßen, breitete sich ein goldfarbenes Licht über der roten Erde aus. Die Maispflanzen zitterten in der eisig-süßen Morgenluft. Alles war sauber und friedlich, wie ein Pool vor dem ersten täglichen Eintauchen. In den ältesten Beschreibungen wurde die Neue Welt oft als »Neues Eden« oder sogar als Paradies auf Erden bezeichnet. Die Neuankömmlinge brachten ihre eigenen Visionen mit und hegten und pflegten sie. So Bischof Vasco de Quiroga, der in den 1530er-Jahren in Michaoacán im Westen Mexikos eintraf, eine Abschrift von Thomas Morus' »Utopia« im Gepäck. Den Tarascan-Indianern erlaubte er kein Privateigentum, und er erklärte ihnen, das Land heiße »nicht deshalb Neue Welt, weil es neu entdeckt worden ist, sondern weil seine Menschen und überhaupt alles darin dem ersten Goldenen Zeitalter gleicht«. Diese Idee reiste in beide Richtungen: Der Griechisch-gelehrte John Layfield war entzückt von seinem Besuch in Puerto Rico, wohin er als Schiffsseelsorger kam. Und diese Erfahrung beeinflusste sein bekanntestes Werk, das 1611 erschien; Layfield übersetzte das erste Kapitel des Buches »Genesis« für die King James-Bibel. Die gängige Beschreibung der Schöpfung und des Paradieses wurde also von Augen gefiltert, die die Neue Welt gesehen hatten.

Morgenstimmungen wie diese hielten diesen Traum lebendig. Wir waren etwas Besonderes, der Tag ordnete sich um uns herum. Enten schalten einander im jungen Schilfrohr, das die gläserne Oberfläche des Sees kitzelte. Als ich mich darin wusch, sah ich beim Hinunterbeugen den Himmel in einer derart vollkommenen Spiegelung, dass ich das Gefühl für oben und unten verlor und die Hände ausstrecken musste, um nicht kopfüber zu fallen. Ich schaufelte Wasser aus dem »Himmel« in mein Gesicht. Dann folgten wir einer Sandpiste, auf der unsere Füße gegen mentholhaltige Eukalyptusblätter stupsten.

Als Pizarro Cajamarca hinter sich ließ, ging er auf genau diesem Weg nach Süden. Ironischerweise erleichterte ihm der gute

Zustand der Inka-Straßen seinen Eroberungsfeldzug ungemein. Er verbrachte die erste Nacht in der nächsten Ortschaft, in Namora. Es war elf Uhr dreißig, als wir dort ankamen, aber wir hatten bereits Lust auf ein Mittagessen. Das Zentrum des Städtchens war ein dreieckiger Platz mit einem Pavillon in der Mitte. Im einzigen Café taten wir uns an Gemüsesuppe und Ziege aus eigener Aufzucht mit Spaghetti und Kartoffeln göttlich. Eine schwarze Katze, dünn wie eine Büroklammer, patrouillierte auf dem Boden und raufte mit einem Welpen darum, wer als Erster an die Reste kam. Wir ließen gezielt kleine Essensbröckchen auf den schmutzigen Boden fallen, sodass auch der Hund eine Chance hatte, etwas abzubekommen. Im Lebensmittelladen beäugten wir die jämmerlichen Vorräte und kauften Obst. Derweil bekam ein riesiger Köter den gerösteten Schweinskopf zu fassen, der draußen auf einem kleinen Holztablett lag, und rannte damit auf und davon. Während der ergatterte Kopf der zahnlosen Alten zugrinste, jagte sie den Hund unter wilden Flüchen die Straße hinunter.

Nun trennten uns Wiesen, in denen das Wasser stand, von der Inka-Straße. Als zwei Hunde ihre lustvolle Herumpatscherei im blühenden Gras aufgaben und uns angriffen, holte Elaine mit verbissener Miene die Hundescheuche heraus und schaltete sie ein. Das machte die Tiere vollends wild. Ich warf Steine und gab Elaine mit einem eineinhalb Meter langen Eukalyptuszweig eine zweite Hundescheuche. All unsere Versuche, wieder zur Inka-Straße zu gelangen, schlugen fehl. Die ungewöhnlichen Wassermengen und die durch Bodenerosion entstandenen Rinnen, die zum Durchqueren zu tief waren, waren schuld. Jeder neue Versuch kostete Energie, ohne uns voranzubringen. Wir stiegen einen langen, gewundenen Pfad durch üppiges Grasland hinab, während wir literweise eisiges Wasser in unsere überhitzten Körper schütteten. Wir hatten gehofft, möglichst den ganzen Tag wandern und dann rechtzeitig Halt machen zu können, um das Zelt vor Einbruch der Dunkelheit aufzubauen. Es sollte jedoch so kommen, dass wir bis

vier Uhr an unendlich vielen wunderbar geeigneten Campingstellen am Ufer bildschöner Flösschen vorbeikamen, es jedoch später entweder keinen zeltgeeigneten Platz und kein Wasser gab, oder beides in Form eines morastigen Untergrunds zusammenkam. Ich fühlte mich unglaublich müde. Elaine versicherte, sie sei okay. Als wir aber den Talgrund erreichten, hatte sie heftige Schmerzen. Beine, Schultern und Rücken taten ihr unsäglich weh. Ich ließ sie am Wegrand ausruhen und machte mich allein auf die Suche. Nahe einer Flussbiegung gab es eine flache Stelle unter einem schlanken Abedul-Baum, einer Erlenart. Die alte Frau, Maria Segunda, der das Land gehörte, meinte, es sei zu feucht zum Zelten. Ich fand einen Platz mit einem verlassenen Ameisenhaufen, der trocken und gerade groß genug für unser Zelt war. Wir kochten Eier und aßen dazu Zwiebeln, Früchte und Thunfisch. Ich war so hungrig, dass ich die Dose am liebsten mitgegessen hätte. Ich verlor immer noch an Gewicht. Hatte mein Brustbein denn immer schon so herausgestanden? Beim letzten Mal, als ich es so hervortreten sah, war ich sechzehn.

Wir schliefen wie Tote, und am Morgen wuschen wir uns nackt in einem Bewässerungsgraben. Wir stapften durch Äcker, in denen von Jungen geführte Ochsen lange Holzpflüge zogen. Oben machten wir Pause in einem Feld. Riesige Schmetterlinge, an die acht Zentimeter im Durchmesser, mit herrlichen braunen, weißen und schwarzen Markierungen, flogen uns um die Schultern. Ein Stein sah von unserem Rastplatz betrachtet wie ein menschliches Antlitz aus, doch aus jedem anderen Blickwinkel entpuppte er sich nur als rissiger Brocken: bloßer Zufall also. Die Straße war von kleineren Landgütern gesäumt, doch gab es Anzeichen für Landflucht. Viele Anwesen standen zum Verkauf, darunter ein ehemaliges Café. Auf dem dunklen, nackten Adobe hatte jemand weiße Linien rund um Fenster und Türen gezeichnet: ein Geisterhaus, direkt neben einer menschlichen Behausung aus Lehmziegeln. Der Boden war ausgetrocknet. Das letzte Getreide zu un-

serer Rechten war platin- und goldfarben verschmiert. Ein Esel beobachtete uns und schrie wie durch ein Megaphon. Ich zeigte auf ihn und sagte: »Genug!« Er hörte augenblicklich auf.

Elaine kicherte.

Ich erklärte: »Ich bin eins mit dem Land. Du bist bei mir in Sicherheit.«

Cochamarca entpuppte sich als Straßenkreuzung mit zwei Läden und sechs Häusern. Im Laden, gleichzeitig ein Café, bedauerte der junge Mann, kein warmes Essen anbieten zu können, brachte uns dann aber eine Schüssel Reis und Bohnen in einer Soße mit grünem Chilipfeffer – eine Portion vom Mittagessen der Familie. Eine junge Frau in einer kalkgrünen Wolljacke traf gerade mit dem Bus aus Lima ein, aber sie schien nur widerwillig nach Hause zu kommen. »Vor einem Jahr zog ich hierher und kann mich noch immer nicht daran gewöhnen, auf dem Land zu leben«, erzählte sie. Während sie sprach, krempelte sie pausenlos die Ärmel bis zur Achselhöhle hoch und wieder runter. »Oben in Manzanilla findet ein Stierkampf statt«, sagte sie, und der Mann zeigte uns ein Poster dazu. Ritueller Blutvergießen hat in den Anden große Bedeutung. Ich war gespannt darauf, einen Stierkampf in einer entlegenen Anden-Gemeinde zu sehen und zu erfahren, welchen Stellenwert er für die Leute hätte. Die Inka brachten regelmäßig Tieropfer dar, und wenn ein Inka gekrönt wurde, opferte man mindestens zweihundert Kinder: Sie wurden erwürgt, man durchtrennte ihnen die Kehlen oder schnitt ihnen die noch schlagenden Herzen aus dem Leib. Viele Beobachter sind überzeugt, dass es auch heute noch Menschenopfer gibt. Mit Sicherheit war das so unter dem Terrorregime der Guerrillabewegung »Leuchtender Pfad« in den 1980er- und 1990er-Jahren. Davon wollte ich mir in zwei Monaten weiter im Süden, in Ayacucho, ein Bild machen. Nach Manzanilla fuhr kein Bus, und der einzige Lastwagenfahrer des Dörfchens musste in die andere Richtung. Ich wollte zu Fuß laufen. Gehen oder nicht gehen? Elaine und ich hatten kei-

nen ernsthaften Streit darüber, aber eine anhaltende, laute, emotionale Diskussion, in der wir uns scharf unsere Standpunkte zubrüllten, wobei keiner von uns bereit war einzugestehen, dass der andere auch nur einen Funken das Recht habe, auf seiner Position zu beharren. Widerstrebend gab ich auf.

Am Rand eines Canyons spielte ein magerer Dobermann-Welppe mit gestutzten Ohren mit ein paar Kindern. Er rannte zu uns herüber und lief zwischen unseren Beinen herum. Wir wollten nicht, dass er uns folgte und dann vermisst würde, konnten ihn aber auch nicht davonjagen. Wir versuchten es mit »Ashi, ashi!«, einem Ausdruck der Quechua-Sprache, mit dem man Tiere verscheucht. Es wurde ein Mordsspaß, ein Spiel: Der Hund wedelte jedes Mal mit dem Schwanz und kam zurück. Elaines Dobermann war erst vor Kurzem gestorben, deswegen gewann dieser hier sofort unsere Herzen. Er könnte ein guter Gefährte sein, nachts das Zelt beschützen und wäre bald groß genug, um uns gegen andere Hunde zu verteidigen. Er würde auch gut behandelt und anständiges Essen bei uns bekommen. Ich schielte zu Elaine hinüber: Wenn ich so dachte, musste sie das Gleiche denken. und da war definitiv ein Hundeblick in ihren Augen zu sehen. »Er gehört ganz bestimmt den Kindern da oben«, sagte sie tapfer und scheuchte ihn halbherzig weg. Keine Reaktion. Vielleicht war er taub. Wir warfen kleine Steine nach ihm. Er duckte sich weg, blieb uns aber auf wunden Pfoten humpelnd weiter auf den Fersen.

Beim morgendlichen Studium der Landkarte hatten wir gehofft, das Dorf San Marcos zu erreichen. Aber das war nicht zu schaffen, es sei denn, wir würden im Dunkeln weiterlaufen. Also schlug ich vor: »Wir bleiben an der nächsten Stelle, an der es Wasser gibt.« Elaine nickte. Hinter der nächsten Kurve jedoch entfernte sich unser Pfad geradewegs vom einzigen Wasserlauf der Gegend, und das Land wurde trocken: Die ›Vier-Uhr-Regel‹ schlug also wieder voll zu. Eine Stunde später, eine halbe Stunde vor Einbruch der Dunkelheit, fanden wir ein Rinnsal und gruben ein

Loch, um unsere Wasserbehälter aufzufüllen. Oberhalb des Wegs lag ein grüner, von Gestrüpp umgebener, versteckter Platz. Kolibris sogen Nektar aus den Spitzen der golfballgroßen Blüten von Benediktenkraut-Büschen, die hüfthoch um uns herum wuchsen. Ich überredete Elaine zu zehn Minuten Rast, während ich mit bloßen Händen den Platz von stacheligen Akaziendornen säuberte. Der Boden war betonhart: Ich schlug zwei Aluminiumheringe krumm. Mückenschwärme fielen über uns her, stachen uns durch die Hosen und bisßen in die frisch mit Insektenspray besprühte Haut. Im Sitzen machte sich Elaine daran, den Hund nach Flöhen abzusuchen, und fand Eier. Als sie ihre Hand hob, um ihm über den Kopf zu streicheln, zuckte er zurück, offenbar Schläge erwartend. Fünf Minuten später bereitete sie einen Kochplatz vor. Als das Zelt schließlich stand, musste ich blitzschnell hinter einem Busch verschwinden: erneuter Durchfall. Plötzlich rief Elaine: »Großer Gott! John! Komm ganz schnell!«, in einer Dringlichkeit, die ich nicht von ihr kannte. Schnell zu kommen war aus der Stellung heraus, die ich gerade einnahm, nicht so einfach. Als ich bei ihr war, zeigte sie mit der Hand auf den Boden.

»Ameisen?«, fragte ich.

»Schlimmer, viel schlimmer«, antwortete sie.

Ich folgte ihrem Finger zu einem kleinen, lilabraunen Etwas, kaum zweieinhalb Zentimeter groß; sein weicher Körper sah aus, als sei er geschält worden. Ein Skorpion. Wir hatten den Boden mit bloßen Händen sauber gemacht, nicht ahnend, dass hier die Gefahr eines schmerzhaften und womöglich gefährlichen Stiches gelauert hatte. Als ich mich bückte, um das Tier näher zu betrachten, krümmte es den Schwanz, in dessen Spitze der Giftstachel sitzt, und ging mit seinen Miniaturgreifern vor mir in Kampfstellung: beeindruckend. Ich kickte den Skorpion mit Zweigen fort.

»Wir müssen das Zelt anderswo aufbauen«, sagte Elaine.

»Warum?« Ich hatte das Gefühl, etwas versäumt zu haben.

»Haben die nicht Nester?«

Ich öffnete den Mund, aber es kam nichts heraus. Ich wusste es nicht. Ich wusste nicht einmal, dass sie in diesen Höhenlagen lebten. Wir suchten den Boden ab, fanden aber keinen weiteren Skorpion. »Lass uns hier bleiben und vorsichtig sein, vor allem, wenn es dunkel wird.«

»In Anbetracht dessen, was du vorhin gemacht hast, kannst du mir dankbar sein, dass ich ihn entdeckt habe und nicht du.«

Ich fand, dass sie das weit mehr amüsierte als nötig.

Wir kochten Eier und aßen sie zum Thunfisch, gaben aber dem Hund nichts davon. Er sollte heimlaufen. Nur wenige Hunde hier waren Haustiere. Jemand musste ihn aufgezogen haben, damit er für ihn arbeitet. Nachdem wir uns zum Schlafen gelegt hatten, drang ein merkwürdiges Geräusch von draußen durch die Zeltwand. Ein dunkles Knurren, zwischendurch von dünnem Geheul unterbrochen. Unsere Nerven lagen blank von den Insektenstichen und dem Skorpion. Ich zog die Stiefel an, griff nach dem Stock und der Taschenlampe und kroch hinaus. Wieder das Geknurre. Trotz der Abendwärme trocknete der Schweiß in meinem Nacken, und ich bekam am ganzen Körper Gänsehaut. Die Taschenlampe leuchtete in zwei Augen. Dort in der Dunkelheit, der Inkarnation des ägyptischen Schakalgottes Anubis nicht unähnlich, saß unser Welp mit knurrendem Magen. Ich seufzte und machte eine Schale mit rohen Eiern, dem restlichen Thunfisch und einem Stück Brot zurecht. Als ich sie ihm hinstellte, rührte er sich nicht. Ich fragte mich, ob er überhaupt jemals etwas Anständiges zu fressen bekommen hatte. Plötzlich fiel der Groschen – das war für ihn! Innerhalb einer Minute war nichts mehr davon übrig. Wir legten uns wieder hin. Unsere müden Augen freuten sich auf den Schlaf. Doch die ganze Nacht begleitete uns das Bullern der Hundeverdauung. Und im Stundentakt ertönten deutlich hörbare »Bongs«: Unser Welp drehte als guter Wachhund unaufhörlich seine Runden um das Zelt und brachte dabei jede einzelne Spannleine zum Erklängen.

Mit dem Jeep durch das Land der Wunderläufer

»Wer nicht reist, wird immer glauben, dass seine Mutter die beste Köchin ist«, lautet ein afrikanisches Sprichwort. Philipp Hedemann wollte wissen, wie andere Mütter kochen und reiste mit dem Geländewagen mehrere Tausend Kilometer durch Äthiopien. Er schaute in fremde Kochtöpfe, ließ sich von einem Aidsheiler den Teufel austreiben, lachte mit dem äthiopischen Lachweltmeister, besuchte die heilige Quelle des blauen Nils, bestieg den höchsten Berg des Landes und wäre beinahe Mönch geworden. Er traf Flüchtlinge in trostlosen Lagern und versuchte, das Rätsel der Bundeslade, in der die Zehn Gebote verwahrt werden, zu lüften. Er fürchtete in der Danakil, der heißesten Wüste der Welt, von Rebellen entführt zu werden, und trainierte mit äthiopischen Wunderläufern. Er feierte mit bekifften Rastafaris den Geburtstag Haile Selassies und fütterte wilde Hyänen ... »Der Mann, der den Tod auslacht« erzählt humorvoll von abenteuerlichen Reisen und spannenden Begegnungen in Äthiopien und porträtiert unterhaltsam und informativ das geheimnisvolle und widersprüchliche Land im Osten Afrikas.



Philipp Hedemann, 1979 in Bremen geboren, studierte in Passau und Cardiff (Wales) Politik, Soziologie und Germanistik. Er volontierte bei der Passauer Neuen Presse, der N24-Parlamentsredaktion in Berlin und beim Springer Auslandsdienst in London. Seit 2010 lebt er in Addis Abeba. Von dort berichtet er aus Äthiopien und ganz Afrika. Seine Texte und Fotos erscheinen u.a. in der Welt, der Zeit,

der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, der Neuen Zürcher Zeitung und Cicero. 2011 gewann er den Meridian-Journalistenpreis.



DER MANN, DER DEN TOD AUSLACHT
VON PHILIPP HEDEMAN
PAPERBACK, 260 SEITEN
ISBN 978-3-7701-8251-0
PREIS 14,99 € [D]/15,50 € [A]/sFr. 21,90
ERSCHEINT OKTOBER 2013

Kapitel

18

*Im Höllenloch
der
Schöpfung*

Senait und ich sind jetzt nur einige wenige Kilometer von dem Ort entfernt, in dem eine Piste in östlicher Richtung von der Hauptstraße in Richtung Danakil abzweigt. Ich weiß, dass das äthiopische Militär seine Präsenz in der Wüste seit dem Überfall erhöht hat, seit Biancas Entführung hat es keinen neuen Zwischenfall gegeben. Sollen wir es wagen? Ich rufe Ali an, einen Freund, der dem Volk der Afar angehört. Er war an den Verhandlungen, die zu Biancas Freilassung geführt haben, beteiligt. Ali kennt so ziemlich jeden, der in der Danakil etwas zu sagen hat, und Ali sagt zu mir am Telefon: »Momentan ist es sicher. Ihr könnt fahren. Meine Freunde werden sich um euch kümmern.« Senait, die meine Angst ohnehin für übertrieben hielt, muss ich nicht überzeugen.

Wir tanken, checken alle sechs Reifen, prüfen den Kühlwas-

ser- und Ölstand. Wir kaufen soviel Wasser, dass wir es wesentlich länger in der Wüste aushalten könnten, als wir es vorhaben, sagen Ali, dass er etwas unternehmen solle, wenn er nicht in spätestens zwei Tagen etwas von uns hören würde. Mit leicht erhöhtem Puls biegen wir in Agula von der Asphaltstraße auf die Piste gen Osten ab. Vor der Entführung haben fast alle Touristen die Wüstenfahrt als organisierte Tour mit ortskundigen Führern und mit mindestens zwei Wagen unternommen. So hätte ein Fahrzeug Hilfe holen können, falls etwas passiert. Wir sind alleine unterwegs, haben nur Falks Karte mit dem Riesenmaßstab, aber kein Satellitentelefon dabei. Aber wir sind Freunde von Ali. Ich glaube, das ist die beste Reiseversicherung.

Nachdem wir ein paar Kilometer Richtung Osten gefahren sind, ist meine Angst weg. Die Reiseveranstalter, die die Wüstentour vor Biancas Entführung anboten, haben sich gegenseitig überboten, wenn sie die »schrecklichen Pisten«, die eine »furchtbare Belastung für Mensch und Maschine« seien, beschrieben. Mit dem angeblich so hohen Materialverschleiß rechtfertigten sie ihre hohen Preise. Ziemlich übertrieben, finde ich. Die Piste ist nicht staubiger, unwegsamer oder steiler als andere Pisten in Äthiopien, bald wird sie fast wie eine Autobahn sein. Mit Hochdruck brechen riesige Bagger Gestein aus dem Felsen, um die noch schmale Trasse zu erweitern. Teilweise ist die Piste sogar schon asphaltiert. Auf dem (noch) schlaglochfreien schwarzen Band, das sich am Horizont in der Hitze flimmernd auflöst, sind wir meist alleine unterwegs. Gut gelaunt und mit hundert Kilometern pro Stunde düsen wir in Richtung Danakil.

Doch von der Wüste ist zunächst nichts zu sehen. Obwohl es hier seit Monaten nicht geregnet hat, sind die Hänge der Berge mit stacheligen Büschen bedeckt. Unmittelbar neben der Piste sind sie gelbbraun, doch ein paar Meter weiter schimmert ein kräftiges Grün durch die Staubschicht auf den harten Blättern. Auf der Straße, die uns in die Wüste führen soll, kommen uns über

hundert Meter lange Karawanen gleichmütig trabender Kamele entgegen. Auf den Märkten im Hochland sollen die Tiere verkauft werden.

In meinen Ohren knackt es. Wie beim Landeanflug im Flugzeug. Auf über zweitausend Metern Höhe waren wir von der Hauptstraße abgebogen, unser Ziel liegt rund hundert Meter unter dem Meeresspiegel. Mit abnehmender Höhe nehmen Luftdruck und Temperatur zu. Das Thermometer im Auto zeigt neunzehn Grad an, aber es zeigt immer irgendetwas zwischen sieben und einundzwanzig Grad an. Egal, ob man in der Morgendämmerung auf dem Weg zum Ras Dashen ist oder in der Mittagshitze in der Danakil unterwegs. Mein inneres Thermometer sagt mir, dass die wahre Temperatur ungefähr doppelt so hoch wie die angezeigte sein muss. Mit der Temperatur verändert sich auch die Landschaft. Erst werden die Büsche immer kleiner, dann immer brauner, dann verschwinden sie völlig. Und mit ihnen auch die Menschen. Nur ganz selten sehen wir noch große, schlanke Männer in Wickelröcken. Die meisten von ihnen führen Kamele und Kalaschnikows mit sich.

Ich habe mal gelesen, dass die Inuit über neunzig verschiedene Wörter für Schnee haben sollen. Ich schätze, dass die Bewohner der Danakil noch mehr Wörter für Grau haben. Alle Nuancen der Farbe finden sich an den schroffen, unbewachsenen Hängen der Berge, die sich rechts und links der Piste auftürmen, im Geröll, das von den verwitterten Abbruchkanten in die unbewohnten Täler stürzt, im scharfkantigen Schotter, der unter unseren Reifen knirscht. Wie können Menschen hier freiwillig leben, frage ich mich angesichts von so viel Grau, Hitze und Staub. Eine Antwort lautet: Nicht alle Menschen, die hier leben, leben hier freiwillig.

An einem Militär-Checkpoint nehmen wir drei junge Lehrer mit. Sie müssen nach Bere Ale, einem Außenposten in der Wüste, um sich ihr Gehalt abzuholen. »Wir haben woanders keinen Job

gefunden. Deshalb sind wir hierher geschickt worden. Die Afar sind uns Fremden gegenüber sehr feindlich gesonnen, aber zumindest bekommen wir einen kleinen Härtefallzuschlag«, sagen die beiden Frauen und der Mann, die aus dem Hochland in die Wüste geschickt wurden. Sie erzählen, dass viele ihrer Schüler ihnen auf der Nase herumtanzen, da sie sich nicht trauen, sie zu bestrafen. »Hier gilt nicht das äthiopische Recht, sondern das Recht des Stärkeren«, erklären die Lehrer. Und die Stärkeren sind die, die mehr Familie haben. Die Lehrer haben niemanden in der Danakil, die Schüler haben große Clans. Würden die Lehrer die Schüler strafen, würden die Clans die Lehrer dafür zur Rechenschaft ziehen. Wie, das wollen die Lehrer lieber nicht herausfinden.

Nach ein paar Stunden Fahrt erreichen wir Bere Ale. Die Lehrer wollen sich hier ihren kargen Monatslohn von umgerechnet rund siebenundsechzig Euro (inklusive Zuschlag) abholen, wir wollen Alis Neffen Salih treffen, der uns auf dem weiteren Weg in die Wüste begleiten soll. In Bere Ale hat sich bereits herumgesprochen, dass Alis Freunde kommen. Sobald wir in die trostlose Wüstenstadt fahren, winkt uns der fünfzehnjährige Salih zu. Nach einer herzlichen Begrüßung sitzen wir auf weichen Kissen in einem schattigen, aber luftigen Raum und haben eine eiskalte Cola in der Hand.

In Bere Ale müssen ausländische Reisende normalerweise schwer bewaffnete Sicherheitskräfte an Bord nehmen. Sie sollen die Touristen vor Überfällen und Entführungen schützen. Aber würde so ein Bodyguard wirklich sein eigenes Leben für einen wildfremden Touristen riskieren? Und ist es wirklich sicherer, wenn man Typen dabei hat, die im Fall eines Überfalls möglicherweise sofort anfangen zu schießen? Wäre es nicht besser, sich ohne Gegenwehr zu ergeben? Und wer sagt uns, dass die unbekannten Männer mit den Kalaschnikows nicht vielleicht sogar mit möglichen Entführern unter einer Decke stecken?

Senait und ich müssen uns all diese Gedanken nicht machen.

Ein Mann, der normalerweise die Eskorten einteilt, sagt zu uns: »Ihr seid Freunde von Ali. Ihr seid sicher. Ihr braucht keinen bewaffneten Begleitschutz. Euch wird nichts passieren.« Nur den jungen Salih und einen alten Mann sollen wir mitnehmen, damit wir den Weg ins Dorf Hamed Ela finden. Bislang mussten wir einfach nur der Piste folgen, doch von nun an soll es komplizierter werden, die richtige Strecke soll im Grau-Grau nicht einfach zu finden sein.

Nachmittags kommen wir in Hamed Ela an. Ich glaube, die Siedlung hätte gute Chancen beim Wettbewerb »Unser Dorf soll hässlicher werden«. In ein paar aus Planen, Bastmatten und Ästen zusammenimprovisierten Hütten leben hier oberhalb eines ausgetrockneten Flussbetts einige Hundert Afar im Grau der sie umgebenden Landschaft. Früher, bevor Bianca entführt wurde, hielten hier oft die Landcruiser-Karawanen der Touristen. Jetzt sind wir die einzigen Fremden, dafür ist das Lager der äthiopischen Armee mitten im Dorf seit dem tödlichen Überfall besser besetzt. Hamed Ela sieht nicht gerade einladend aus – dabei ist es das. »Herzlich willkommen. Ich habe gehört, ihr seid Freunde von Ali. Was kann ich euch anbieten?«, begrüßt der baumlange, spindeldürre Hussein Ismael uns. Eine Minute später liegen wir auf zwei handgefertigten Liegen im Schatten und haben schon wieder eine eiskalte Cola in der Hand. Irgendwo im trostlosen Wüstennest knattert ein Generator.

Die Liege kam gerade rechtzeitig. Senait macht die Hitze zu schaffen, ihr wird immer wieder schwarz vor Augen. Wie heiß ist es jetzt? Vierzig Grad? Fünfzig Grad? Das Auto sagt immer noch neunzehn Grad. Ich frage Senait, die Ärztin, was ich tun muss, wenn sie das Bewusstsein verliert. »Ich verliere nicht das Bewusstsein. Wenn hier jemand das Bewusstsein verliert, dann bist du das, der *ferenji*«, sagt Senait. Sie ist stolz. Wie jede Äthiopierin.

Als es ihr besser geht, steigen wir mit Hussein in das ausgetrocknete Flussbett. Eine mit schweren Salzplatten beladene Ka-

melkarawane taucht am Horizont aus der flimmernden Hitze auf. Bei Temperaturen bis zu sechzig Grad haben Arbeiter die schweren Platten mit Keilen, Hämmern und Eisen aus dem Salz gebrochen und sie dann auf die Kamele geladen. Langsam, aber unermüdlich tragen die Tiere die wertvolle Last zu den Märkten im Hochland. Seit Hunderten von Jahren.

»Doch damit wird bald Schluss sein«, sagt Hussein. »Ihr habt gesehen, dass sie eine Straße zu uns bauen. Sobald die Straße fertig ist, kommen die Lastwagen, und die Kamele verschwinden«, sagt der Afar traurig. Wir kehren zu seiner Hütte zurück. Unser Gastgeber kocht süßen Tee, einer der Ältesten von Hamed Ela kommt mit einem Büschel Kath vorbei, setzt sich zu uns auf die Liegen. »Uns hat keiner gefragt, ob wir die Straße wollen. Mit den Kamelkarawanen wird auch unsere Kultur verschwinden. Und die guten Jobs als Lastwagenfahrer kriegen nur die Männer aus dem Hochland. Wir werden leer ausgehen«, sagt der alte Mann und zerkaut nachdenklich die bitteren Blätter.

Als die Hitze des Tages allmählich nachlässt, bringt Hussein plötzlich von irgendwoher köstliches, frisch gebackenes Brot und ein teuflisch scharfes Rührei. Zum Nachschinken tunken wir das noch warme Brot in wilden Honig und trinken unter dem funkelnden Sternenhimmel süßen Tee. Ich frage Hussein, ob er Bianca kennt. Der Afar arbeitete früher oft als Touristenführer, wurde vor einigen Jahren selbst mit einer Gruppe Ausländer entführt, jedoch nach einigen Tagen unversehrt wieder freigelassen. »Ja, Bianca wurde hier von den Leuten von der Deutschen Botschaft in Empfang genommen. Sie saß genau hier. Geht es ihr jetzt gut?«, fragt Hussein. Ich erzähle ihm, dass es Bianca schwer fällt, sich wieder in ihrem alten Leben zurechtzufinden. Ich spüre, dass Hussein mehr über die Hintergründe der Entführung weiß, aber dass er darüber nicht sprechen möchte oder kann. Vielleicht hat er meine Gedanken gelesen, als er plötzlich sagt: »Ihr seid hier jedenfalls sicher.« »Ja, da drüben ist ja auch das Militär, die werden schon auf-

passen«, sage ich. »Das Militär«, entgegnet Hussein abfällig. »Das Militär ist doch nur ein Wachhund. Ein Wachhund bellt, wenn jemand kommt. Aber für die Sicherheit muss der Hausherr sorgen. Wir passen selbst auf uns und euch auf!«, sagt der Afar stolz. Dann wünscht er uns eine gute Nacht und geht.

Das Knattern des Generators ist mittlerweile verstummt, nur die unzähligen Sterne und der Mond tauchen die Siedlung, die im Dunkeln besser als im Hellen aussieht, in ein fahles Licht. Die meisten Bewohner haben sich längst zum Schlafen auf eine der Pritschen unter freiem Himmel gelegt. Wir sind umgeben von Alis Freunden und fühlen uns so sicher wie in Abrahams Schoß. Irgendwo schnarcht jemand, irgendwo schreit ein Esel, in meinem Magen macht das scharfe Rührei komische Geräusche, ansonsten ist es still und friedlich. Beim Sternschnuppen-Zählen schlafe ich ein.

Mitten in der Nacht wache ich von einem Geräusch auf. Was war das? Ich richte mich auf, bin plötzlich hellwach. Es dauert ein bisschen, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnen. Allmählich erkenne ich die Umrisse der Hütten und der Steinmauern. Konzentriert starre ich in die Dunkelheit, und plötzlich sehe ich nur wenige Meter neben mir hinter einer Hütte zwei Männer. Sie unterhalten sich leise, schauen zu Senait und mir herüber. Ich spüre mein Herz im Kopf schlagen. Ich stehe auf. Die sollen wissen, dass ich wach bin. Ich schalte meine Stirnlampe an, leuchte ein bisschen in der Gegend umher. Da sind noch mehr. Überall sehe ich plötzlich junge Männer. Das halbe Dorf scheint auf den Beinen zu sein. Ich gucke auf meine Armbanduhr. 1.30 Uhr. Als wir uns so gegen 22 Uhr hingelegt haben, schliefen schon fast alle Bewohner. Wieso sind jetzt plötzlich so viele wach? Warum gucken die zu uns rüber? Was wollen die? Unweigerlich muss ich an Bianca denken. Bei ihr kamen die Entführer auch mitten in der Nacht. Aber wir sind doch Freunde von Ali! Und diese Freunde liegen keine zehn Meter entfernt und schlafen. Oder tun die nur

so? Oder sind das gar nicht Alis Freunde?

Ich habe vor ein paar Jahren mal ein Training für Journalisten in Kriegsgebieten mitgemacht. Da wurde ich auch entführt. Auf dem ehemaligen Truppenübungsplatz in der Rhön war das ganz spannend, aber nicht besonders angsteinflößend. Wir wussten ungefähr, was auf uns zukommt. Irgendwann sprangen ein paar maskierte, mit Schreckschussgewehren bewaffnete Typen aus dem Busch, brüllten mich und meine Kollegen auf Russisch an, stülpten uns schwarze Beutel über den Kopf, drückten uns die falschen Gewehrläufe nicht zu fest in den Rücken. Dann brachten sie uns irgendwo hin, brüllten uns wieder an. Ein paar mal knallten Platzpatronen. Nach zwei Stunden war der Spuk vorbei. Aber Bianca war zweiundfünfzig Tage entführt, fünf Menschen wurden bei dem Überfall erschossen!

Beim Training haben sie uns gesagt, man solle in brenzlichen Situationen cool bleiben. Wer hätte das gedacht! Ich versuche es. Die werden doch nicht versuchen, uns in unmittelbarer Nähe des Militärcamps zu überfallen, rede ich mir ein. Andererseits: Wir sind momentan vielleicht die einzigen Touristen in der Danakil. Dann müssen sie vielleicht zuschlagen, wo sie können. Meine Gedanken beginnen sich im Kreis zu drehen. Da komme ich alleine nicht mehr raus. Ich wecke Senait. »Senait, da sind plötzlich ganz viele Männer. Sorry, dass ich dich wecke, aber ich habe Angst.« Als Senaits Augen sich an das Licht von Mond und Sternen gewöhnt haben, sieht auch sie die Männer. Insgeheim hatte ich gehofft, dass ich mir die Gestalten nur einbilde, aber sie sind wirklich da. Wir besprechen, was wir jetzt machen könnten. Weglaufen? Uns verstecken? Laut rufen, dass wir Freunde von Ali seien? Alles Blödsinn! Schnell einigen wir uns darauf, dass wir am besten gar nichts machen. Nur einen Rucksack mit Wasser und Essen, unseren Dokumenten, etwas zum Schreiben und ein paar Klamotten legen wir griffbereit unter unsere Liegen. Die Schuhe behalten wir an. Wir erzählen uns, wie sehr wir spätestens bei Sonnenauf-

gang über diese übertriebene Vorsichtsmaßnahme lachen werden. Doch jetzt ist uns nicht nach Lachen zumute. Die Typen wuseln weiterhin im nächtlichen Dorf umher. »Es wäre doch auch äußerst unlogisch, dass sie uns ausgerechnet hier überfallen«, denkt jetzt auch Senait laut. Doch unsere Angst ist größer als die Logik.

Was sind wir auch so blöd, setzen uns über alle Warnungen hinweg und fahren ohne bewaffneten Begleitschutz hierher? Eigentlich mag ich Angst gerne. Wenn man Angst hat, ist zumindest etwas los, dann ist es nicht langweilig. Angst um das eigene Leben lässt einen spüren, dass man das Leben gerne hat. Ich nehme deshalb bewusst und gerne Risiken auf mich. Aber ich bin kein lebensmüder Draufgänger. Kaum etwas wäre mir peinlicher, als wenn mir etwas zustoßen würde und alle hinterher sagen würden: »Selbst schuld. Warum ist der Idiot auch da hingefahren?«

Über uns gehen Hunderte Sternschnuppen nieder. Bei jeder wünschen wir uns, dass die Nacht schnell zu Ende geht. Würde das mit den Sternschnuppen funktionieren, wäre die Sonne längst aufgegangen. Aber es funktioniert nicht. Im Gegenteil. Ich glaube, es war die längste Nacht meines Lebens.

Etwa eine Stunde nachdem ein Geräusch mich geweckt hat, kommt plötzlich ein Pick-up-Geländewagen mit hoher Geschwindigkeit direkt auf uns zugefahren. »Sie kommen«, sage ich zu Senait und taste nach dem Rucksack. Doch wenige Meter bevor der Geländewagen uns erreicht, biegt er ab, rast mit hoher Geschwindigkeit Richtung Osten davon.

Einige Stunden und viele nutzlose Sternschnuppen später kommt Hussein mit frisch gebackenem Brot, scharfem Rührei und süßem Tee singend an unsere Liegen. »Gut geschlafen?«, trällert er, als er Frühstück am Bett serviert. »Ja, sehr gut«, lüge ich. Ich schäme mich, dass ich den Männern aus seinem Dorf Böses unterstellt habe. Hussein hatte doch gesagt: Wir passen auf euch auf. Ihr seid hier sicher!

Nach dem Frühstück kommt mir die letzte Nacht unendlich

weit entfernt vor. Wie fühlt sich Angst noch mal an? Die Männer, die uns jetzt beim Frühstück freundlich grüßen und uns so herzlich in ihrem Dorf aufgenommen haben, sollen uns noch vor ein paar Stunden Angst eingejagt haben? Mit süßem Tee im Magen kann ich es mir jetzt nicht mehr vorstellen.

Nachdem wir das Rührei verputzt haben, machen wir uns auf den Weg zum Schwefelfeld Dallol. Auf der Rückbank unseres Wagens wird es eng. Denn neben Hussein und Salih quetschen sich noch zwei äthiopische Soldaten mit ihren Kalaschnikows auf die drei schmalen Sitze. Weil wir Alis Freunde sind, hätten wir die Beschützer natürlich nicht gebraucht, aber ganz habe ich doch noch nicht vergessen, was ich in der letzten Nacht gedacht habe.

Über einen spiegelglatten, mal grauen, mal weiß gleißenden Salzsee fahren wir nach Dallol. Stellen Raketenautos ihre Geschwindigkeitsrekorde nicht immer auf Salzseen auf? Wir stellen hier jedenfalls unseren Danakil-Geschwindigkeitsrekord auf. Am Rand des Salzsees parken wir unser Auto, steigen in Begleitung der Soldaten einen Hügel hoch. Ein heißer, trockener Wind trägt den Geruch von faulen Eiern mit sich. Mit einer Durchschnittstemperatur von 34,4 Grad soll Dallol der heißeste Ort der Erde sein. Hussein läuft vorweg und singt laut. Übersetzt heißen seine Verse, die er sich spontan ausdenkt: »Mensch Leute, schaut euch doch mal diese Landschaft an! Ist es hier nicht wunderschön?« Zunächst weiß ich nicht, was er meint.

Wir gehen über rostige, aufgebrochene, scharfkantige Erde. Hier lebt nichts, hier ist alles tot. Ich habe schon Schöneres gesehen. Doch dann tauchen plötzlich vor uns steingewordene Schwämme, erstarrte Pilze, kristallisierte, in Gelb und Rot funkelnde Blumen auf. Wir befinden uns etwa hundert Meter unter dem Meeresspiegel und haben das Gefühl, durch ein riesiges, gerade trockengefallenes Korallenriff zu spazieren. Ein Korallenriff, das erst entsteht. Unter uns brodelte es. Wir spüren die Hitze aus dem Erdinneren durch unsere Schuhsohlen. Dort wo die brü-

chige Erdkruste besonders dünn ist, dringt heißes Wasser nach oben. Auf seiner Reise durch die rund tausend Meter dicke Salzschiebt hat das Wasser Mineralien aus dem Gestein gewaschen. Blubbernde Wasservulkane stoßen die stinkende Brühe in Dallol rülpsend aus. Mit jeder Minieruption lagern sich die Mineralien gelb, orange, braun, rot und grün phosphorisierend an den Kraterändern ab, mit jedem Ausbruch wachsen die Vulkane. Wie dampfende Schlote ragen sie aus den brodelnden Salzseen, wie zerbrechliche Märchenschlösser erheben sie sich giftig funkelnd aus Gestank und kreativem Chaos, wie leuchtende Stalagmiten wachsen sie in den Himmel.

Als wir zu unserem Auto zurückmarschieren, erzähle ich Jegnaw, einem der beiden Soldaten, die uns begleiten, dass ich mir vor Angst fast in die Hose gemacht hätte, als mitten in der Nacht ein Pick-up auf uns zuraste. »Sorry, das waren wir«, sagt der Zweiundzwanzigjährige. »Wir dachten, dass es an der Grenze zu Eritrea einen Zwischenfall gegeben hat, und sind hingefahren. War aber nichts. War alles ruhig.« Seit zwei Jahren schiebt der Mann aus Asosa im äußersten Westen des Landes seinen Dienst an der unsicheren östlichen Grenze der Republik. Drei Tage braucht er von hier bis nach Hause, doch das kann Jegnaw sich ohnehin nur sehr selten leisten. Sein Sold beträgt umgerechnet gerade mal knapp zweiundfünfzig Euro. Im Monat.

Wie fast alle Äthiopier ist er der festen Überzeugung, dass nur der Erzfeind Eritrea hinter Biancas Entführung stecken kann. »Die wollen unsere Tourismusindustrie kaputt machen«, glaubt der Soldat, der die letzte Nacht an der eritreischen Grenze verbracht, sie jedoch noch nie überschritten hat. »Wir wollen nicht wieder Krieg mit Eritrea. Wir bekämpfen nur Eindringlinge auf unserer Seite. Aber wenn Eritrea uns in einen neuen Krieg zwingt, sind wir bereit. Sie haben keine Chance«, sagt der junge Soldat, der noch nie in seinem Leben auf einen Menschen geschossen hat.

Mittags setzen wir die beiden Soldaten und Hussein wieder

in Hamed Ela ab. Als wir Hussein Geld für Essen, Trinken, Kath, Unterkunft, Schutz und seine fachkundige Führung geben wollen, steckt er beide Hände in seinen Wickelrock, schüttelt den Kopf. Wir seien Alis Freunde, es sei ihm eine Ehre gewesen, uns zu empfangen. Erst als wir das Geld in ein Geschenk von Freunden an Freunde umdeklarieren, nimmt er es widerstrebend an.

Mit Salih und einem Afar, der Besorgungen in Mekele machen möchte, brechen wir gen Westen, gen Zivilisation auf. Als wir Salih wieder bei seiner Familie in Bere Ale abgesetzt und die Stoßstange, die sich auf den Danakil-Pisten losgerüttelt hat, provisorisch befestigt haben, nehmen zwei Männer, die auch nach Mekele müssen, die freien Plätze auf der Rückbank ein. Auf einer gut planierten, aber noch nicht asphaltierten Trasse geht es weiter. In der flimmernden Hitze taucht eine Dampfwalze auf. Kurz bevor wir die Maschine erreichen, springen plötzlich zwei junge Burschen von dem Baufahrzeug, beide schnappen sich zwei Steine und rennen aufgebracht auf uns zu. Offensichtlich nicht, weil sie sich so freuen, dass endlich mal jemand vorbeikommt. Ich überlege, was ich machen soll. Vollgas und vorbei? Rückwärtsgang und Vollgas? Anhalten und reden? Ich entschlief mich zu Letzterem. Doch die beiden wollen nicht reden. Höchstens brüllen. Der Ältere greift durch das geöffnete Fenster nach meinem Anschnallgurt, zieht ihn am Hals zu. Der andere hebt drohend einen Stein. Beide brüllen auf mich ein. Ich verstehe kein Wort. Nur, dass sie sauer sind. Zumindest für »Vollgas und vorbei« ist es jetzt zu spät. Ich würde mich dabei selbst strangulieren, außerdem würde wahrscheinlich mindestens ein Stein im Auto landen.

Durchs scharfe Bremsen ist der Afar, den wir aus Hamed Ela mitgenommen haben und der unterdessen auf der Rückbank eingeschlafen war, wach geworden. Als er sieht, dass sein *ferenji*-Chauffeur von seinen Landsleuten bedroht und angebrüllt wird, springt der alte Mann aus dem Auto und brüllt seinerseits die Dampfwalzenfahrer an. Nach ein paar Takten lässt der eine den

Stein sinken, der andere lockert den Griff am Gurt. Noch ein wenig Brüllerei später reichen mir beide artig die Hand, nicken mir freundlich zu, wünschen eine angenehme Weiterfahrt. Als unser Mitfahrer wieder eingestiegen ist und wir nach rechts von der glatten Trasse auf eine holprige Piste abbiegen, winken die beiden Bauarbeiter uns freundlich hinterher. »Du bist auf einer noch nicht für den Verkehr freigegebenen Strecke gefahren. Aber ich habe den Jungs erstmal gesagt, dass man so keine Gäste empfangen und dass sie lernen müssten, ihr Temperament zu zügeln«, erklärt der Alte.

Als wir kurz darauf in einem kleinen Dorf an einem PolizeichCheckpoint anhalten müssen, sagt der Alte: »Wartet hier kurz auf mich.« Zwei Minuten später kommt er mit zwei Büscheln Kath zurück. Einen für die Rückbank, einen für Fahrer und Beifahrerin. Den bitteren Blättern werden vor allem zwei Wirkungen zugeschrieben: Sie machen gesprächig, und sie machen wach. So, wie viele Lastwagenfahrer in Europa auf langen Fahrten Kaffee trinken, kauen viele Brummifahrer in Äthiopien auf langen Touren Kath. Ich fahre zwar nicht Brummi, aber eine lange Fahrt haben auch wir noch vor uns. Ich habe die angeblich so munter machenden Blätter schon häufiger probiert, jedoch nie etwas gespürt. Da ich jedoch nicht sicher bin, ob sie meine Fahrtüchtigkeit einschränken würden, lehne ich das Geschenk unseres Mitfahrers ab. Zunächst ist er beleidigt, dann freut er sich, dass mehr für ihn bleibt.

Beim Streitschlichter auf der Rückbank setzt die Wirkung ziemlich schnell ein. Bald redet der zuvor recht schweigsame Mann wie ein Wasserfall. Er erzählt, dass er seinem Kamel-Zuchtbullen beim Geschlechtsverkehr mit widerwilligen Kameldamen häufig Hilfestellung geben muss; dass Kamele launisch werden, wenn sie zuviel gefressen haben; dass man sich einem Kamel von hinten nähern muss, wenn man es schlachten möchte. Nähert man sich von vorne mit dem Messer in der Hand, fängt das Kamel

an zu weinen. Doch der Mann kennt sich nicht nur mit Kamelen aus. Er weiß auch, dass die Araber den Äthiopiern viel Geld bieten werden, damit sie das Öl, das eines Tages in der Danakil gefunden werden wird, nicht fördern. Schließlich wollen die Scheichs nicht, dass ihr Öl in das durch die Ölförderung in Äthiopien entstehende Vakuum in die tiefer gelegene Danakil fließt. Er weiß, dass die Chinesen alle Arten von Tieren essen und dass unter Mao im Reich der Mitte Millionen verhungerten, weil der Politiker zu stolz war, Fehler zuzugeben.

Während der Kath-Kauer doziert, fordert ein am Straßenrand wartender Polizist mit großen Gesten eine Mitfahrgelegenheit ein. Unser gesprächiger Mitfahrer auf der Rückbank bietet ihm gleich ein paar Stängel von seinem Kath an und klagt darüber, dass die besten Blätter leider nach London exportiert werden. Der Polizist lehnt freundlich ab, lauscht jedoch aufmerksam den Ausführungen des Mannes, der seinen Rausch so gerne teilen möchte. Doch als wir am späten Nachmittag Mekele erreichen, lässt die Wirkung des Kath auch bei unserem Begleiter aus der Danakil nach. Oder er hatte uns und den anderen Beifahrern einfach alles erzählt, was er weiß.

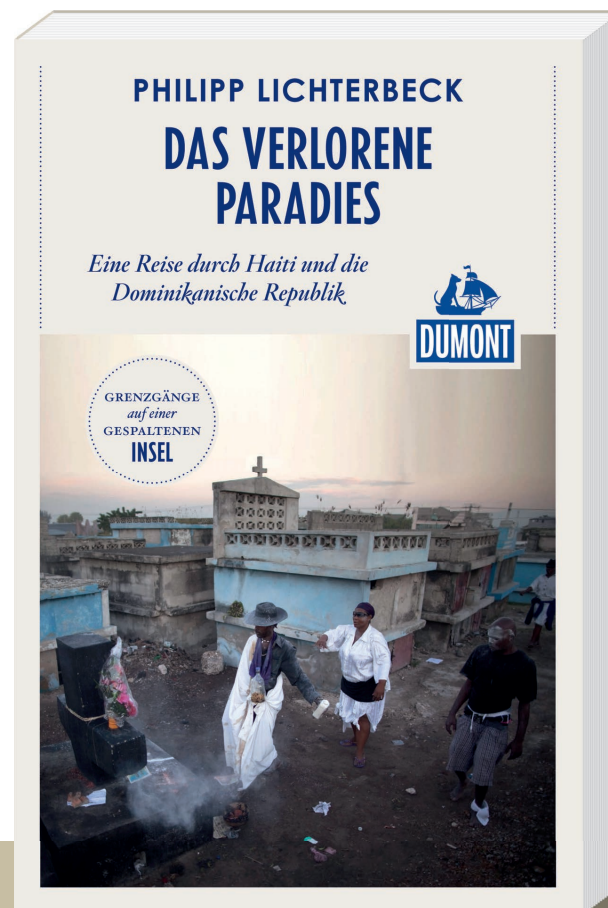
Karibik, ungeschminkt

Was tut man, wenn man während eines Vodou-Rituals in Haiti plötzlich zum Objekt der Zeremonie auserkoren wird? Was haben Sextouristen in der Dominikanischen Republik mit Kolumbus gemein? Warum ist Haiti eines der ärmsten Länder der Welt, obwohl Milliarden von Dollars in die winzige Nation gepumpt werden? Philipp Lichterbeck ist mehrere Monate durch die Dominikanische Republik und das erdbebenversehrte Haiti gereist. In Sosúa traf er einen Aussteiger, der die Menschheit mit seinen Raumschiffen retten will, in den dominikanischen Zentralkordillieren den Hexenjäger Bernardo Távarez und in Port-au-Prince zwei Bildhauer, die aus Schrott und Menschenschädeln Weltkunst montieren. Er war auf seiner Reise ganz unten: bei den Minenarbeitern, die den Halbedelstein Larimar schürfen. Und er war ganz oben: auf der Citadelle La Ferrière, dem „Machu Picchu Haitis«. Philipp Lichterbecks zwanzig Stories sind mal witzig, mal abenteuerlich, mal tragisch. Zusammengesetzt ergeben sie das Porträt einer Insel, auf der Schönheit, Kreativität und Witz neben Korruption, Gewalt und Ausbeutung existieren.



Philipp Lichterbeck, Jahrgang 1972, studierte an der FU Berlin Nord- und Lateinamerikanistik. Es folgten längere Reisen in Lateinamerika, erste journalistische Arbeiten und ein Volontariat beim Tagesspiegel. Der freie Journalist und Reporter verfasste zahlreiche Print-Reportagen aus Argentinien, Brasilien, Dominikanischer Republik und weiteren Ländern für Medien wie Zeit, FAZ, FR, Handelsblatt oder Tagesspiegel. 2010

Veröffentlichung eines DuMont-Reiseführers über die Dominikanische Republik. Seit Januar 2013 freier Korrespondent und Autor in Rio de Janeiro.



DAS VERLORENE PARADIES
VON PHILIP LICHTERBECK
PAPERBACK, 260 SEITEN
ISBN 978-3-7701-8253-4
PREIS 14,99 € [D]/15,50 € [A]/sFr. 21,90
ERSCHEINT OKTOBER 2013

Kapitel

7

Unterwegs in den Vorhof der Hölle

José Luís Castillo ist Anfang zwanzig, als seine Mutter von einem Polizisten ermordet wird. Voller Wut schlägt er den Beamten tot. Dafür büßt er im Gefängnis von Puerto Plata. Als er Jahre später frei kommt, will sich die Familie des Polizisten an ihm rächen. Castillo verschwindet Richtung Süden. Er fährt zur See, arbeitet auf Handelsschiffen und Fischerbooten, zeugt sechs Kinder mit sechs verschiedenen Frauen und steht wegen »kommunistischer Umtriebe« (er will eine Gewerkschaft gründen) vor Gericht. Es sind die nicht enden wollenden Regierungsjahre von Joaquín Balaguer.

1980 verslägt es Castillo in das Grenzstädtchen Pedernales. Dort entdeckt er seine haitianischen Wurzeln wieder und wird zum Grenzgänger zwischen den beiden ungleichen Ländern. Er dolmetscht, begleitet Delegationen, erklärt und vermittelt, ver-

sucht eine gemeinsame Sprache zu finden. Ein dominikanischer Lederstrumpf.

Am Telefon habe ich mit Castillo verabredet, dass er mich zu einem Vodou-Ritual nach Haiti bringen soll. Wegen seiner Bekanntheit halte ich ihn für einen guten Türöffner. Wie sich später herausstellt, habe ich aber etwas naive Ideen von dem, was ein Vodou-Ritual ist.

Ebenso falsche Vorstellungen habe ich von der Strecke. Ich war am späten Nachmittag in Baoruco, dem Dorf mit den Larimarwerkstätten, aufgebrochen. Laut Karte sind es rund 110 Kilometer bis nach Pedernales, ich rechne mit anderthalb Stunden Fahrt. Schätze, dass ich noch bei Tageslicht in Pedernales ankommen werde. Um 18.30 Uhr geht die Sonne unter, gegen 19 Uhr liegt Dunkelheit über dem Land. Die frühe Ankunft ist mir wichtig, weil neuerdings nachts überall falsche Polizeisperren errichtet werden: Kriminelle ziehen sich Uniformen an; manchmal sind es ihre eigenen, wenn Polizisten nach Feierabend ihrem Zweitjob nachgehen. Sie stoppen nichts ahnende Autofahrer und rauben sie mit Waffengewalt aus. Ein haitianischer Geschäftsmann wurde vor wenigen Tagen vor den Augen seiner Familie erschossen, weil er seinen Geländewagen nicht hergeben wollte.

Doch schnell wird mir klar, dass ich niemals vor Einbruch der Dunkelheit in Pedernales sein werde. Eine einzige Straße führt dorthin, die Carretera 44. Es ist die Route 66 der Karibik: sehr schön, sehr einsam, sehr lang. Und sie scheint sich dehnen zu können. So als entferne sich Pedernales mit jedem Kilometer, den man dem Ort näher kommt.

Die 44 verläuft parallel zur Küste der Halbinsel von Pedernales, die wie ein Haifischzahn aus dem Süden Hispaniolas herausragt. In Haarnadelkurven windet sich die Straße an Hängen entlang, die zur Karibik hin abfallen. Das Meer funkelt in blitzgrellem Türkis, so als ob Gott auf LSD mit Photoshop gespielt hätte. Was für ein Licht. Wenn es bestimmte Einfallswinkel der Sonne gibt, die neurologisch etwas bewirken, dann befindet sich

einer davon hier. Man ist auf der Stelle high, von Licht durchflutet. An einigen Stellen wuchern violette Bougainvilleen fast schon kitschig vor grellweißen Korallenstränden. Zwei- oder dreimal stürzen Bergflüsse klar und kalt unterhalb der Straße herab.

An der Spitze des Haifischzahns, dem südlichsten Punkt Hispaniolas, ändert sich das alles schlagartig. Zunächst passiere ich den größten Windpark der Antillen mit vierzehn Windrädern, jedes 125 Meter hoch. Etwas weiter westlich kräuselt sich die Lagune von Oviedo, Heimat einer Kolonie von rosa Flamingos. Ich stelle den Wagen ab und laufe ans Ufer der dreißig Quadratkilometer großen Lagune. Am flimmernden Horizont stehen die Flamingos im grau-grünen Wasser, das dreimal salziger ist als das Meer.

Als ich weiterfahre, ist mit einem Mal alles Üppige, Feuchte und Grüne verschwunden. Es beginnt ein leeres, trockenes und braungelbes Land. Es fehlen noch fünfzig Kilometer bis Pedernales, was bedeutet, dass ich die Hälfte der Strecke hinter mir habe. Aber ich bin jetzt schon fünfundsechzig Minuten unterwegs, also fast doppelt so lange wie kalkuliert.

Ich durchfahre die Kleinstadt Oviedo mit dem Sonnenuntergang. Kein Auto vor mir, keins hinter mir; dies ist die am dünnsten besiedelte Region des Landes. Ich hoffe, dass ich nicht in eine Straßensperre gerate. Was sollte ich tun? Halten und mich überfallen lassen? Umdrehen und versuchen abzuhausen? Hier draußen ist niemand, der mir helfen könnte. Zur Rechten liegt der Nationalpark von Batoruco, zur Linken erstreckt sich der Nationalpark von Jaragua: tausendfünfhundert Quadratkilometer Kakteen, Dornensträucher, Amphibien und Trockenbäume, die nur nach Regen grünen. Das heißt, so gut wie nie. Die das Wetter entscheidenden Winde erreichen die Dominikanische Republik von Norden, vom Atlantik her. Doch die meisten Wolken regnen schon über den Gebirgen im Landesinneren ab. Sie bilden eine Art Regenbarriere. Ganze Rinderherden sind hier unten deshalb in den letzten Jahren verdurstet.

In der Dämmerung halte ich auf einer Anhöhe. Pinkelpause. Direkt unter mir liegt eine dornige Ebene. Der Wind rauscht und wispert. Er trägt das Zwitschern kleiner Vögel heran und wieder fort. Dann verstummt er, und es herrscht für einen Moment flüchtige Stille. Man muss nicht lange grübeln, warum dieses wüste Land als das letzte Geheimnis der Dominikanischen Republik gilt. Keine Menschen, keine Städte, keine Hotels und ein Terrain wie in »Spiel mir das Lied vom Tod«.

Die Dunkelheit fällt schlagartig herab, und mit ihr senkt sich die Furcht in meinen Magen. Ich gebe Gas, will schnell ans Ziel kommen. Aber auf einer unbeleuchteten und kurvigen Straße ist das nicht unbedingt ratsam. Fast zu spät sehe ich die Kühe im Scheinwerferkegel. Sie glotzen blöd, als ich ihnen mit quietschenden Reifen ausweiche. Zehn Minuten später zwingt mich ein Leguan auf der Fahrbahn zum Halten. Ich beschleunige wieder, da versperren Metalltonnen die Straße. Drei Soldaten mit Sturmgewehren umstellen den Wagen. Sie sind blutjung, wollen wissen, woher ich komme und was ich in Pedernales vorhabe. Sie fragen, ob ich eine Waffe dabei hätte, lassen mich aussteigen, durchsuchen das Handschuhfach und den Kofferraum. Ich denke, dass richtige Gangster wahrscheinlich weniger Vorspiel bräuchten.

Die Soldaten kommen zur Sache, als ich wieder eingestiegen bin. Sie möchten, dass ich einen von ihnen mitnehme. Wovor hatte José Luís Castillo am Telefon gewarnt? Richtig! Die Soldaten seien Drogenkuriere, hatte er gesagt. »Sie transportierten Kokain, das an den Stränden der Region angelandet wird, die Armee hängt tief mit drin im Drogenhandel.« Ich stelle mich dumm, tue so, als ob ich nichts verstünde, radebreche, dass dies nicht mein Auto sei. Die Soldaten drehen mit den Augen und lassen mich weiterfahren.

Irgendwann dann Pedernales, nach einigen letzten schnurgeraden Kilometern: ein Dutzend Quer- und Längsstraßen mit einer Kaserne, zwei Tankstellen, drei Restaurants und viel Platz. Dreizehntausend Menschen leben hier in kleinen flachen Häu-

sern. Davor haben sie ihre Schaukelstühle gestellt und plauschen in der drückenden Abendhitze.

Als ich bei der Adresse vorfahre, die mir Castillo genannt hatte, lümmelt vor dem Haus ein Mann in einem Plastikstuhl und sieht durch die offen stehende Tür fern. Als er sich erhebt, muss ich an einen Bären denken. José Luís Castillo ist reichlich Mensch in seiner schwarzen Jeans und seinem weißem T-Shirt, das über einem stattlichen Bauch spannt. Seine dunkel unterlaufenen kleinen Augen sitzen tief in einem fleischigen Schädel, obenauf thront eine Schiebermütze. Nachdem Castillo mir fest und prüfend die Hand gedrückt hat, öffnet er das kleine, im Bau befindliche Gästehaus direkt neben seinem eigenen Haus. Es ist in recht unfertigem Zustand, überall liegen Werkzeuge herum, aber ein Bett und ein Badezimmer gibt es bereits. Ebenso Strom und Wasser. Castillo schlägt vor, dass wir am übernächsten Tag zum Vodou-Ritual über die Grenze fahren.

Mitten in der Nacht schrecke ich hoch. Die Wände zittern, mein Bett wackelt, im Bad zerspringt ein Spiegel. Instinktiv will ich raus aus den rohen Betonmauern. Beim Versuch, einen Fuß auf den Boden zu kriegen, lande ich auf dem Hintern. Im selben Moment beruhigt sich die Erde wieder. Ich trete vor die Tür. Die wenigen Häuser entlang der Straße sind unversehrt, im Osten rötet sich der Horizont. Die Uhr zeigt 5,30 Uhr. Das war ein Erdbeben. Aber nicht ›The Big One‹. Noch nicht.

Unter der Insel Hispaniola treffen die Karibische und die Nordamerikanische Platte aufeinander. Sie versuchen mit unterschiedlicher Geschwindigkeit in entgegengesetzter Richtung aneinander vorbeizukommen. Vergeblich. Es kommt zu einem ständigen Reiben, Verhaken, Blockieren und Entladen von Energie. Hispaniola ist daher eine der erdbebengefährdetsten Zonen der Welt. Die Gefahr geht von gleich zwei unterirdischen Kollisionslinien aus: der Septentrional-Spalte im Norden und der Enriquillo-Plantain-Garden-Verwerfung im Süden. Entlang beider gab es allein im Jahr 2012

mehr als ein halbes Dutzend mittelschwerer Beben. Dominikaner und Haitianer leben damit wie mit den alljährlichen Hurrikans. Experten warnen jedoch seit langem vor ›The Big One‹. Ein Riesenbeben, das die Dominikanische Republik treffen wird.

Haitis Hauptstadt Port-au-Prince erwischte es im Januar 2010 mit einer Wucht von 7,0 auf der Richterskala. Seitdem streiten die Seismologen, ob das der Auftakt zu einer Serie weiterer schwerer Erschütterungen gewesen sein könnte oder ob nun relative Ruhe eingekehrt ist. Einig sind sich aber alle, dass ›The Big One‹ kommen wird. Unausweichlich.

»Señor Felipe, die Erde hat gebebt.« Mein Gastgeber kommt in Unterhose aus seinem Haus gelaufen und dreht an den Knöpfen eines Funkgeräts. José Luís Castillo hat sich einen Ausweis über die Brust gehängt, der ihn als Chef des örtlichen Katastrophenschutzes identifiziert. Er funkt: »Hier ist Pedernales. Tsunami-Warnung für die südliche Küste. Alle Einheiten in Alarmbereitschaft. Ich wiederhole...« Wir schalten das Frühstücksfernsehen ein. Die Moderatoren telefonieren mit ihren Handys. Nach einer halben Stunde ist klar: ein Beben mit der Stärke 5,3 im Zentralgebirge, hundertvierzig Kilometer nordöstlich von Pedernales. Castillo gibt Tsunami-Entwarnung.

Wir setzen uns auf die Türschwelle des Gästehauses und trinken im ersten Sonnenschein Kaffee. Der Tag verspricht blauen Himmel und Hitze. Die Straße belebt sich. Egal wer vorbeikommt, barfüßige Kinder, Jugendliche auf Mofas, haitianische Marktfrauen, dominikanische Grenzpatrouillen, UN-Soldaten, fast alle heben den Arm zum Gruß:

»Hi Tobacco.«

»Hola Tabaquito.«

»Bonswa Msye Tabak.«

Castillo zieht an seiner Pfeife, hüllt sich in eine Rauchwolke und brummt: »Bleibt sauber!« oder »Benehmt euch!« Dass Castillo mal einen Polizisten umgelegt hat, scheint hier niemanden

zu stören. Ein amerikanischer Entwicklungshelfer auf dem Weg nach Haiti fachsimpelt mit ihm über das Erdbeben: »Kein großes Ding.« Eine Schwangere aus Haiti lässt sich den Weg zur Gesundheitsstation in Pedernales beschreiben.

Tabacos Haus liegt neunhundert Meter vom Grenzübergang zwischen der Dominikanischen Republik und Haiti entfernt. Jeder, der von einem Land ins andere wechselt, kommt bei ihm vorbei. Zu dieser Stunde sind das vor allem Haitianer, die in Pedernales nach Arbeit suchen. Ein paar von ihnen zetern, dass die Dominikaner Kanaillen seien, weil sie miese Löhne zahlten. Castillo winkt sie heran. »Meckert nicht. Schließt euch zusammen, verlangt mehr Geld.« Offenbar hat Castillo das Ideal gewerkschaftlicher Solidarität noch nicht aufgegeben. Es wirkt ein wenig naiv. »Mensch, Tabaco«, erwidert einer der Männer mit einer Hache über der Schulter, »dann heuern sie andere Haitianer an. Was meinst du, wie viele da drüben auf Arbeit warten?« Er zeigt mit der Hand in Richtung der Grenze. »Das weißt du doch, Tabaco.«

Wie Castillo zu seinem Spitznamen kam, ist kein Geheimnis. Laut eigener Aussage, nimmt er sein Pfeifchen nur aus dem Mund, wenn er duscht. Ansonsten verschwindet das zerbissene Mundstück zwischen zwei fleischigen Lippen unter einem Schnauzer. Zum wuchtigen Äußeren gesellt sich eine erstaunlich weiche Stimme. Tabaco spricht weder so laut noch so schnell wie der durchschnittliche Dominikaner. Ja, selbst für mitteleuropäische Ohren klingt der Achtundfünfzigjährige bedächtig, fast zart. Wie ein Weiser. Vielleicht liegt das daran, dass ihn nicht mehr viel erschüttern kann.

»In mir leben zwei Völker«, sagt Tabaco. »Aber ich habe nur eine Seele. So wie es nur eine Insel gibt.« Tabacos Großmutter war Haitianerin, er spricht Spanisch und Kreolisch. Seit Jahren setzt er sich für die Verständigung zwischen beiden Inselhälften ein. Mit geringem Erfolg. Die meisten Dominikaner, denen ich erzählt habe, dass ich nach Haiti will, zogen die Augenbrauen hoch und rümpften die Nasen. Sie sagten dann nicht, dass sie die Haitianer nicht

leiden können, sondern sprachen von der unvorstellbaren Armut. So als ob diese die Haitianer zu geringeren Menschen machte. »Die fressen Erde«, meinte ein Dominikaner, der mit seiner Freundin im Loro Tuerto an der Bar trank. Seine Begleiterin, mit langen, geglätteten Haaren und falschen Fingernägeln, machte ein entsetztes Gesicht und sagte, dass die Haitianer »so schwarz« seien. Wenn man in der Dominikanischen Republik jemanden als Haitianer bezeichnet, will man ihn oberflächlich als sehr dunkelhäutig charakterisieren. Aber auf psychologischer Ebene kommen darin Furcht und sogar Hass zum Ausdruck. Furcht jedoch wovor? Joaquín Balaguer, der prägende Politiker der Dominikanischen Republik in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, gab eine Antwort, als er 1992 sagte: »Wasser und Öl können koexistieren, aber man kann sie nicht mischen, ohne dass sie nicht ihre Identität verlieren.«

Es gibt mehr Dominikaner, die schon mal in den USA waren, als im Nachbarland. Auch deswegen halten viele Dominikaner Pedernales für abgelegener als New York. Es gibt zwei Straßen aus dem Ort heraus. Eine führt zurück nach Barahona. Die andere direkt nach Haiti. Also ins Inferno. Terra incognita. Dahin, wo die wilden Vodou-Kerle wohnen. Das elendigste, kränkste und unbe-rechenbarste Land der Welt. Pedernales: der Vorhof zur Hölle.

Am Mittag schickt mich Tabaco über die Grenze. Ich bin aufgeregt. Was kostet der Stempel, wird mein Rucksack durchsucht, was denken die sich aus, um den gringo zu melken? Transparency International listet Haiti als eins der zehn korruptesten Länder der Welt. Stimmt es, was das Auswärtige Amt in seiner dramatischen Reisewarnung schreibt: »Ausländer sind bevorzugte Opfer und werden gezielt ausgeraubt? Oder hat Haitis Präsident Michel Martelly recht? Der sagt, die ganze Welt glaube fälschlicherweise, dass in Haiti rein gar nichts funktioniere: »Haiti ist das Land der Möglichkeiten, denn Haiti ist noch eine Jungfrau.«

Auf der Suche nach der wahren russischen Seele

In Berlin lernte der Journalist Jens Mühling vor Jahren den russischen Fernsehproduzenten Juri kennen. Die Begegnung veränderte sein Leben. Denn Juri, der deutschen Sendern mal mehr, mal weniger erfundene Geschichten über Russland verkaufte, sagte: »Die wahren Geschichten sind viel unglaublicher als alles, was ich mir ausdenken könnte.« Seitdem reist Jens Mühling immer wieder nach Russland, getrieben von der Idee, diese wahren Geschichten zu finden. Die Menschen, denen er auf seinen Reisen begegnet, wirken wie ausgedacht. Aber sie sind das wahre Russland. Eine Einsiedlerin, die seit ihrer Geburt in der Taiga lebt und erst als Erwachsene erfahren hat, dass es jenseits der Wälder eine Welt gibt. Ein Mathematiker, der tausend Jahre der russischen Geschichte für erfunden hält. Ein Priester, der in der atomar verseuchten Sperrzone von Tschernobyl predigt. »Mein russisches Abenteuer« ist eine Reiseerzählung, die durch das heutige Russland führt. Aus ganz persönlicher Perspektive porträtiert Jens Mühling eine Gesellschaft, deren Lebensgewohnheiten, Widersprüche, Absurditäten und Reize hierzulande nach wie vor wenigen vertraut sind.



Jens Mühling, geboren 1976 in Siegen, studierte Literaturwissenschaft an der Freien Universität Berlin und der University of East Anglia in Norwich, England. Seine Abschlussarbeit schrieb er bei W. G. Sebald. Er war Redakteur der Moskauer Deutschen Zeitung und arbeitet seit 2005 beim Tagesspiegel. Für seine Reportagen und Essays über Russland wurde er mehrfach ausgezeichnet.



MEIN RUSSISCHES ABENTEUER
VON JENS MÜHLING

PAPERBACK, 350 SEITEN

ISBN 978-3-7701-8258-9

PREIS 14,99 € [D]/15,50 € [A]/sFr. 21,90

ERSCHEINT OKTOBER 2013

*An ihren
Bärten sollt ihr
sie erkennen*

Galina Alexandrowna, die Linguistin, bestätigte mir am Telefon, was ich vermutet hatte: Der Fluss war weiter gestiegen und auf unabsehbare Zeit nicht schiffbar.

Um die Zeit zu überbrücken, beschloss ich, in die Nachbarrepublik Kemerowo zu fahren. Ich hatte von einer kleinen Altgläubigensiedlung namens Kilinsk gehört, in der entfernte Verwandte von Agafja Lykowa lebten.

Meiner Karte zufolge lagen knapp 350 Kilometer zwischen Abakan und Kilinsk, aber mir war klar, dass die Zahl wenig bedeutete. Entfernungen haben in Sibirien etwas Unwirkliches, Ungreifbares. Schleichend durchqueren die Züge kilometerweites Nichts, in dem das Auge jedes Gefühl für die zurückgelegte Distanz verliert. Die Fahrpläne in den Zügen, die Zeitangaben auf den Fahrkarten, die Uhren auf den Bahnsteigen, alles tickt abs-

trakt nach Moskauer Ortszeit. Das Verstreichen der Stunden verschwimmt. Die Mitreisenden warten stoisch, und jedes Gespräch über Entfernungen endet mit wegwerfenden Handbewegungen – zwei Tage, das ist nichts, tausend Kilometer, das ist nichts, das ist gar nichts. Irgendwann empfindet man es selbst nicht mehr anders.

Am Bahnhof wurde mir klar, dass es eine lange Fahrt werden würde. Ich musste mehrfach umsteigen, Berge und Wälder umrunden, eine innerrussische Verwaltungsgrenze queren, in eine andere Zeitzone wechseln. Bei der Abfahrt in Abakan verpasste ich fast den Nachtzug, weil ich vergessen hatte, die Abfahrtszeit in Ortszeit umzurechnen. Moskau plus vier, hämmerte ich mir ein, plus vier, plus vier. Ich hämmerte es mir etwas zu gründlich ein – am nächsten Morgen, in Nowokusnezsk, galt nur noch Moskau plus drei, und ich verpasste den Überlandbus nach Tashtagol. Der nächste fuhr zwei Stunden später. Fünfzig Kilometer hinter der Stadtgrenze brach die Vorderachse. Niemand wusste, wann der Ersatzbus kommen würde. Niemand wusste, ob überhaupt einer kommen würde. Niemand außer mir stellte Fragen. Irgendwann stellte ich auch keine mehr.

Als ich endlich in Tashtagol ankam, war ich seit vierundzwanzig Stunden unterwegs und noch immer dreißig Kilometer von meinem Ziel entfernt. Busse nach Kilinsk fuhren nur montags und freitags. Es war Dienstag. Alle Autofahrer, die ich ansprach, winkten ab: »Vergiss es. Das ist am Ende der Welt, da fährt heute niemand mehr hin.«

Die einzige verfügbare Unterkunft in Tashtagol war eine Dienstwohnung im Obergeschoss des Busbahnhofs. Zwei von drei Zimmern waren unmöbliert. In keinem funktionierte das Licht. Ich schloss die Tür hinter mir ab und ging spazieren.

In einem anderen Leben hätte Tashtagol eine idyllische Bergsiedlung sein können, ein gut besuchter Luftkurort, ein begehrtes Ski-Resort. In diesem Leben ist es eine Ansammlung windschie-

fer Holzhäuser und ramponierter Plattenbauten, in die Berge gestreut wie Autoteile nach einem Verkehrsunfall. Die Hauptstraße war menschenleer. Neben einem Müllcontainer stritten ein Schwein und ein Hund um Abfälle. Weltkriegslosungen zierten in unterschiedlichen Stadien des Verblässens die Fassaden der Plattenbauten: 40 Jahre Sieg! – 50 Jahre Sieg! – 65 Jahre Sieg! Es sah aus, als siege sich die Stadt unaufhaltsam zu Tode.

Deprimiert bog ich in eine Seitenstraße ab, die kurz hinter der Stadtgrenze in einen unbefestigten Feldweg überging. Ich folgte ihm, bis an einem Berghang ein umzäunter Friedhof auftauchte. Der Eingang war nirgends zu sehen. Ich kletterte über den Zaun und stieg zwischen den Gräbern entlang bergauf.

Inzwischen kannte ich die russischen Friedhöfe. Ich kannte die ernsten Blicke der Porträtbilder auf den Grabsteinen, die grob geschweißten Metallkreuze, die Primärfarben der lackierten Zäune. Ich wusste, dass entweder ein orthodoxes Kreuz den Grabstein ziert oder ein Sowjetstern. In Tashtagol sah ich zum ersten Mal beides zusammen auf einem Grabstein. Timur Stepanowitsch Ganabin, 1903–1967, dem Porträt nach kein unentschlüsselter Mann, wankte im Tod zwischen Jenseits und Diesseits. Das Kreuz war oben links in den Stein gemeißelt, der Stern oben rechts. Verblüfft betrachtete ich diese Zwangsheirat verfehdeter Zeichen, die nun nicht einmal mehr der Tod scheiden konnte.

Der Friedhof war groß, er zog sich bis über die Bergkuppe. Oben angekommen blickte ich zurück auf die Stadt. Aus der Ferne sah Tashtagol fast anheimelnd aus. Ofenrauch stand über den Gemüsegärten. Mischwälder aus Birken und Kiefern wanden grün-grüne Muster um die Stadt, hinter den Baumkronen leuchteten die schneebedeckten Gipfel des Altai-Gebirges.

Ein schmaler Weg lief quer über die Bergkuppe. An seinem Ende stand ein kleines Wärterhäuschen. Als ich mich näherte, schossen zwei schwarze Schatten aus der Tür und stürzten auf mich zu. Mein Herz übersprang ein paar Schläge, bevor eine Män-

nerstimme die Hunde zurückrief. Im Eingang der Hütte lehnte der Friedhofswärter.

Gena war 56, aber er hätte auch 76 sein können, oder 46 – sein Körper war eine undatierbare Ruine. Nie hatte ich einen derart zerstörten Menschen gesehen. Alles an ihm war schief und aus den Fugen. Ein gestreiftes Armeeunterhemd hing an seinen Schultern wie ein BauNetz, vorsorglich aufgespannt, um Passanten vor absplitternden Teilen zu schützen. Allein die Narben schienen seinen deformierten Körper zusammenzuhalten. In wirren Bahnen liefen sie von beiden Armen über die Schultern bis zum Hals, eine spaltete die Nasenwurzel, eine andere zog sich quer durch die Lippen bis unters Kinn. Seine entstellte Mimik war schwer zu entschlüsseln. Lange verstand ich nicht, ob meine Anwesenheit erwünscht war oder nicht.

Aber Gena war froh, reden zu können. Er war in Kasachstan aufgewachsen. Vor zwanzig Jahren hatte man ihn ausgesiedelt, zusammen mit all den anderen Russen. »War Mode damals«, sagte er trocken. Seine Mutter hatte er mitgenommen, sein Sohn war geblieben, eine Frau erwähnte er nicht. Die Mutter war kurz nach der Ankunft in Sibirien gestorben, Gena war allein.

Er hatte sich halb totgesoffen. Über Jahrzehnte hinweg, bis sein Körper irgendwann den Widerstand aufgab. Seit vier Jahren war er trocken. Er kümmerte sich um den Friedhof, dafür ließ man ihn in der Hütte leben.

»Wo ich davor war, siehst du ja.« Er zeigte auf seine Schulter. Zwischen den Narben erkannte ich die tätowierten Umrisse einer Kirche. Laut zählte Gena ihre Kuppeln. »Eins, zwei, drei, vier. Für jedes Jahr eine.«

Verständnislos sah ich ihn an.

»Haben im Knast alle so gemacht. War Mode damals. Vier Jahre, vier Kuppeln.«

»Wofür?«

»Ein Typ hat mich angerempelt. Ich hatte damals zu viel Kraft im Körper. Konnte nicht damit umgehen.«

»Er ist ... tot?«

Gena zuckte mit den Schultern. »Wusste nicht, wohin mit meiner Kraft.«

Als wir in die Hütte gingen, begriff ich, warum er im Tür Rahmen gelehnt hatte. Die Beine gehorchten ihm nicht. Sein Gang war ein steuerloses Stolpern.

Die Hütte war winzig. Ein Bett, ein Ofen, sonst nichts. An der Wand hingen zwei Pullover und eine Winterjacke, alles andere trug Gena am Körper. Im Sommer wusch er sich im Fluss, im Winter mit Schnee. Für seine Arbeit bekam er keinen Lohn, nur die Hütte. Die Friedhofsbesucher brachten ihm Tee und Zigaretten mit, und jeden Sonntag ein großes Glas Kascha. Getreidebrei war das Einzige, was sein Magen noch vertrug. Die Hälfte verfütterte er an die Hunde.

Er kochte Tee. Der Ofen war gesprungen, das Rohr saß nicht richtig, aus allen Ritzen trat Rauch aus. Meine Augen tränkten. Wir teilten uns eine gelbe Plastiktasse und filterlose Zigaretten. Die Hunde hatten sich aufs Bett gelegt, Gena kraulte dem größeren den Kopf. Mal sprach er mit mir, mal mit den Hunden. Manchmal war ich nicht sicher, mit wem er sprach.

Seine blassen Augen strahlten eine spät gefundene Ruhe aus. Ich witterte Dostojewskij, die alte russische Geschichte von Blut und Buße, Schuld und Sühne. Ein Mörder, der die Toten bewacht. Aber als ich Gena nach Gott fragte, lachte er wie ein Traktor.

»Gott? Ich bin unter den Kommunisten aufgewachsen. Damals haben wir uns alle lustig gemacht über diese Bärtigen mit ihren Ikonen. Jetzt lacht keiner mehr. Jetzt rennen sie alle in die Kirche. Ist jetzt Mode.«

Er zog den Hund zu sich und biss ihm sanft ins Ohr. »Stimmt's, Timka? Die Kommunisten haben wir überlebt, die Popen werden wir auch überleben.«

Am nächsten Morgen stand ich früh auf. Nach langem Suchen fand ich einen alten Mann, der bereit war, mich nach Ki-

linsk zu fahren, obwohl er eigentlich in die andere Richtung musste. »Deutscher?«, fragte er immer wieder. »Wirklich Deutscher?« Die letzten Deutschen, die er in Tashtagol gesehen hatte, waren Kriegsgefangene gewesen.

Kurz hinter der Stadtgrenze ging die Asphaltstraße in einen löchrigen Feldweg über. Der alte Mann fluchte bei jedem Schlagloch. Wir passierten ein Dorf, dann noch eins, dann sehr lange nichts. »Und so geht es immer weiter«, sagte der Mann. »Noch zwei Dörfer, dann Kilinsk, dann noch zwei Dörfer, dann nichts mehr. Nur noch Taiga. Die Straße führt bis in die Mongolei. Aber ich kenne niemanden, der je so weit gefahren ist.« Verständnislos schüttelte er den Kopf. »In den Dörfern hier wohnen nur Altgläubige. Seltsame Leute. Wollen unbedingt am Ende der Welt leben.«

Staunend sah ich aus dem Fenster. Aus der Landschaft war jede Spur menschlichen Lebens verschwunden. Dichte, unberührte Taiga umgab uns, zerschnitten allein von der staubigen Schneise, durch die wir unsere Bahn zogen. Jedes Mal, wenn hinter einer Bergkuppe das nächste menschenleere Tal auftauchte, und das nächste, und das nächste, dachte ich: Sie haben getan, was sie konnten. Ein besseres Versteck hätten die Altgläubigen nicht finden können.

Nach anderthalb Stunden Fahrt mündete der Feldweg in ein enges, baumloses Tal. Ein paar Dutzend Holzhäuser säumten einen kleinen Bach. Am Ufer tränkten zwei bärtige Männer ihre Pferde. Misstrauisch starrten sie das Auto an. Der Fahrer legte mir die Hand auf die Schulter. »Soll ich warten? Du kommst hier nicht weg.« Dankend lehnte ich ab.

Die beiden Bärtigen musterten mich schweigend, als ich näher trat. Ich nannte einen Namen, den ich in einer zwei Jahrzehnte alten Ausgabe einer Krasnojarsker Zeitung gelesen hatte. Wortlos deuteten sie auf ein Haus auf der anderen Seite des Bachs. Ich dankte. Sie schwiegen.

Das Dorf sah aus wie ein toter Winkel der Weltgeschichte. Ich lief an Häusern vorbei, die so schief in den Berghängen leh-

ten, als seien sie im Lauf der Jahrhunderte mit der Landschaft verwachsen. An den Holzfassaden hingen Pferdegeschirre und antiquierte Werkzeuge, deren Zweck ich nicht erriet. Nur ein paar versprengte Autos und Stromleitungen verankerten Kilinsk in der Gegenwart.

Auf einem Holzbalken balancierte ich über den Bach. Unsicher blieb ich vor dem Gartentor des Hauses stehen, auf das die Bärtigen gezeigt hatten. Laut rief ich den Namen, den ich in der Zeitung gelesen hatte, einmal, dann noch einmal. Erst beim dritten Mal öffnete sich die Haustür. Eine alte Frau trat in den Garten. Misstrauisch sah sie mich an. Ich haspelte ein paar zurechtgelegte Sätze: Ich sei auf dem Weg zu Agafja, ihrer Verwandten – vielleicht wolle sie ihr etwas ausrichten, ihr einen Brief mitgeben?

Die Frau sagte nichts. Ich sah ihr an, dass sie versuchte, meinen Akzent einzuordnen. »Deutschland«, sagte ich, »ich komme aus Deutschland.«

Sie räusperte sich. Dann fragte sie mich, ob ich einen Chip in der Handfläche habe. Oder in der Stirn.

Ich bat sie, die Frage zu wiederholen – ich musste mich verhöhrt haben.

»Haben Sie einen Chip in der Handfläche?«, wiederholte sie. »Oder in der Stirn?«

Entgeistert sah ich sie an. »Ich ... ich glaube nicht.«

Sie lief durch den Garten auf mich zu, öffnete das Tor und schob sich an mir vorbei. »Warten Sie hier.«

Ich sah ihr überrascht hinterher, bis sie zwischen den Häusern verschwunden war. Eine Viertelstunde verging. Zwischendurch liefen zwei Mädchen in langen Kleidern und Kopftüchern vorbei, die mich irritiert anstarrten. Als ich grüßte, wandten sie die Blicke ab. Ich fühlte mich zunehmend unwohl. Ich hatte nicht erwartet, mit offenen Armen empfangen zu werden. Aber ich hatte auch nicht damit gerechnet, mich wie ein Außerirdischer zu fühlen.

Als die Frau zurückkehrte, lief eine zweite, etwas jüngere Frau neben ihr her. Mit fragenden Blicken blieben die beiden vor mir stehen. Nervös begann ich, meine Anwesenheit detaillierter zu erklären, ich erzählte von meiner Reise, von meinem Interesse für die Altgläubigen, von meiner Begegnung mit dem Metropoliten in Moskau. Nach einer Weile begann die jüngere der beiden Frauen, zurückhaltend zu lächeln, etwas später auch die ältere. Ein inneres Abwägen war ihnen an den Gesichtern abzulesen, als überlegten sie, welches Gebot das dringlichere sei: Gastfreundschaft oder Glaubenstreue. Am Ende baten sie mich, auf einer Bank im Garten Platz zu nehmen. »Warte«, sagten sie, bevor sie im Haus verschwanden.

Wieder verging eine Viertelstunde. Als sie zurückkehrten, stellten sie einen kleinen Tisch vor mir auf und beluden ihn mit Essen. Kräutertee, roter Moosbeersaft, schwarzes Brot. Honig, in dem Wabenreste und Bienenflügel klebten. Kartoffelsuppe. Alles war erkennbar selbst gemacht, selbst gepflanzt, selbst geerntet, selbst geimkert.

»Iss«, sagten sie. Zögernd griff ich nach dem Löffel. Ich nahm an, sie würden sich zu mir setzen. Sie lachten verlegen. »Das geht nicht.« Ich verstand. Sie konnten nicht mit einem Häretiker essen.

Die beiden waren Schwestern. Streng verboten sie mir, ihre Namen aufzuschreiben. Nur Gott, sagten sie, dürfe über den Namen eines Christen verfügen, in einer Zeitung oder einem Buch habe er nichts zu suchen. Auch nicht in einem Register, fügten sie hinzu. Dieser letzte Satz war nicht mehr auf mich bezogen, sie sprachen jetzt von der Volkszählung, die unmittelbar bevorstand. Wieder würde die Regierung Beamte in ihr Dorf schicken, wieder würde man den Altgläubigen Pässe aushändigen, und wieder würden sie die Pässe verbrennen, wie beim letzten Mal.

»Du hast einen Pass?«, fragte die jüngere Schwester.

Ich nickte.

»Da ist der Chip drin. Oder wird der Chip bei euch Deutschen schon in die Hand gepflanzt?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Also nur bei den Amerikanern. Aber sicher bald auch bei euch.«

Ich brauchte lange, um mir die Geschichte mit dem Chip zusammenzureimen. Niemand in Kilinsk besaß einen Fernseher. Gelegentlich aber fanden bunte Zeitschriften den Weg in die Taiga, die Altgläubigen lasen wie apokalyptische Briefe. In jeder Zeile entdeckten sie verschlüsselte Hinweise auf das bevorstehende Ende der Welt, wie es die Heilige Schrift prophezeite. Warum sonst berichteten die Zeitschriften ständig von »Sternen«, Sternen in Menschengestalt, die nicht am Himmel strahlten, sondern im Kino und auf roten Teppichen? Markus 13,25: *Und die Sterne werden vom Himmel fallen.* Warum waren die Männer in den Zeitschriften alle bartlos? Jesaja 7,20: *Zu der Zeit wird der Herr das Haupt und die Haare am Leib scheren und den Bart abnehmen durch das Schermesser.* Warum berichteten die Zeitschriften über einen Lügenmessias namens Wissarion? Markus 13,22: *Denn es werden sich erheben falsche Christi und falsche Propheten.* Wozu waren die Strichcodes da, die jetzt auf alle Lebensmittel und Produkte gedruckt wurden? Offenbarung 13,17: *Und niemand wird kaufen oder verkaufen können, wenn er nicht das Zeichen hat, nämlich den Namen des Tieres oder die Zahl seines Namens.*

Auch der Chip kam aus den Zeitschriften. In fremden Ländern, hieß es, wurden inzwischen nicht nur Pässe verteilt, die Pässe enthielten jetzt einen Chip. Der Chip war Satans Siegel. Noch war er in den Pässen, bald aber würde er den Menschen eingepflanzt werden, wie es Johannes prophezeit hatte in der Offenbarung, Kapitel 13, Vers 16: *Und es macht, dass sie allesamt, die Kleinen und Großen, die Reichen und Armen, die Freien und Sklaven, sich ein Zeichen machen an ihre rechte Hand oder an ihre Stirn.*

Aus den Worten der jüngeren Schwester reimte ich mir zusam-

men, dass sie eine Weile außerhalb des Dorfs gelebt haben musste, in der Welt. Sie sprach über diese Zeit nur andeutungsweise und mit bitterem Bedauern, wie über einen Irrtum, der weit zurücklag. Die ältere Schwester schien das Dorf nie verlassen zu haben.

Es gab keine Kirche in Kilinsk, wie ich vermutet hatte. Die Altgläubigen hier waren priesterlos. Ihre Gottesdienste feierten sie in den Häusern. Genauer erfuhr ich nicht. »Darüber können wir nicht sprechen«, sagten die Schwestern.

Beide waren entfernte Cousinen von Agafja Lykowa. Die Einsiedlerin hatte sie zweimal in Kilinsk besucht. Beide Male hatten die Geologen sie im Hubschrauber eingeflogen. Beim ersten Besuch war Agafja nur für ein paar Tage geblieben, über Ostern, damals war ihr Vater noch am Leben. Die Altgläubigen in Kilinsk, die selbst erst aus der Zeitung vom Schicksal ihrer Verwandten erfahren hatten, nahmen Agafja auf wie eine verlorene Tochter. Sie wussten, dass ihr Vater nicht mehr lange leben würde, sie beschworen sie, bei ihnen zu bleiben. Agafja sagte weder Ja noch Nein. Als sie zurückflog, flossen Tränen.

Kurz nach dem Tod des Vaters war Agafja zurückgekehrt. Der zweite Besuch war schwieriger, es stand mehr auf dem Spiel. Agafja war nicht als Gast gekommen, sondern als potenzielle Nachbarin.

Im Hubschrauber hatte sie Trinkwasservorräte für drei Monate mitgebracht. Sie erklärte, dass ihr beim ersten Besuch das Wasser nicht bekommen sei. Die Menschen in Kilinsk begriffen es nicht. Sie tranken das Wasser seit ihrer Geburt. Ihre Väter hatten es getrunken und ihre Großväter, und die Väter der Großväter auch. Agafja rührte es nicht an.

Die Autos störten sie. Die Stromleitungen störten sie. Im Himmel waren ihr zu viele Flugzeuge und in den Häusern zu viel Licht. Die wenigen Lebensmittel, die die Altgläubigen nicht selbst anbauten, sondern im Laden kauften, schob Agafja zur Seite, wenn man sie ihr vorsetzte. Man diskutierte über Glaubensfra-

gen, über winzige Details, die in Kilinsk niemand in Frage gestellt hatte, bevor Agafja auftauchte.

Am Ende boten sie ihr an, ihr eine eigene Hütte zu bauen, für sich allein, außerhalb des Dorfs, im Wald. Bevor Agafja in den Hubschrauber stieg, versprach sie, darüber nachzudenken. Sie kehrte nie zurück.

Zwanzig Jahre waren seit diesem letzten Besuch vergangen. Den beiden Schwestern standen Tränen in den Augen, als sie von Agafja sprachen. Es war nicht leicht gewesen mit ihr, sie hatten sich gestritten. Aber sie war eine Verwandte. Sie war eine Glaubensschwester. Und jetzt war sie allein.

Am Ende drückten mir die Schwestern einen handgeschriebenen Brief und ein großes Glas Sonnenblumenöl in die Hand. »Sag Agafja, dass wir es selbst gepresst haben, dass es nicht aus dem Laden kommt«, baten sie mich. »Sonst nimmt sie es nicht.«

Ich versprach es ihnen.

»Jemand muss dich zurück nach Tashtagol fahren«, sagte die jüngere Schwester.

Ich nickte. Die vage Hoffnung, in Kilinsk übernachten zu können, hatte ich längst aufgegeben.

Während wir auf das Auto warteten, zeigten mir die beiden eine junge Zirbelkiefer, die in einer Ecke des Gartens stand. Sie sah unglücklich aus. Ihre Spitze hing schief zur Seite, die Nadeln waren rötlich verfärbt.

»Agafja hat sie mitgebracht«, sagte die jüngere Schwester. »Wir wissen nicht, was mit ihr los ist. Sie will hier keine Wurzeln schlagen.«

Drei junge Männer fuhren mich zurück nach Tashtagol. Sie waren gleichaltrig, etwa Mitte zwanzig. Alle drei waren altgläubig, aber keiner von ihnen sah seine Zukunft in Kilinsk. Sie arbeiteten auswärts, als Fahrer, als Mechaniker, als Wachmann, sie pendelten zwischen zwei Welten. Man konnte jedem von ihnen am Gesicht ablesen, wie weit er sich von der Welt entfernt hatte, aus der

er kam. Einer trug einen ungestutzten Vollbart. Der Zweite hatte einen Alibi-Kinnbart. Der Dritte war glattrasiert.

Grinsend sah der Bartlose mich an. »Weißt du, was uns drei verbindet?« Er wartete meine Antwort nicht ab. »Unsere Sünden!«

Der Bartlose und der Kinnbart verfielen in dröhnendes Gelächter. Der Vollbärtige grinste verlegen. Entschuldigend legte ihm der Bartlose die Hand auf die Schulter. »Nimm's mir nicht übel.« Dann wandte er sich zu mir. Erklärend deutete er auf den Vollbärtigen. »Seit er geheiratet hat, sündigt er nicht mehr viel.«

Wir sprachen über Agafja. Die drei waren zu jung, um sich an ihren Besuch in Kilinsk zu erinnern.

»Ich bin mit ihr verwandt«, sagte der Vollbärtige.

»Höre ich zum ersten Mal«, meinte der Bartlose.

»Du bist doch selbst mit ihr verwandt.«

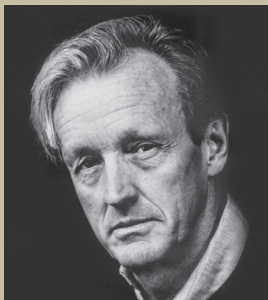
»Quatsch.«

»Doch. Ihr Vater war ein Onkel meines ... nein, warte, ein Großonkel ...«

Eine Viertelstunde lang versuchten sie, das Verwandtschaftsverhältnis aufzudröseln. Am Ende stellten sie resigniert fest, dass in Kilinsk fast jeder mit jedem verwandt war. Der Bartlose und der Kinnbart seufzten. Sie waren unverheiratet. Die Chancen, in Kilinsk ein altgläubiges Mädchen zu finden, mit dem sie nicht blutsverwandt waren, gingen gegen Null.

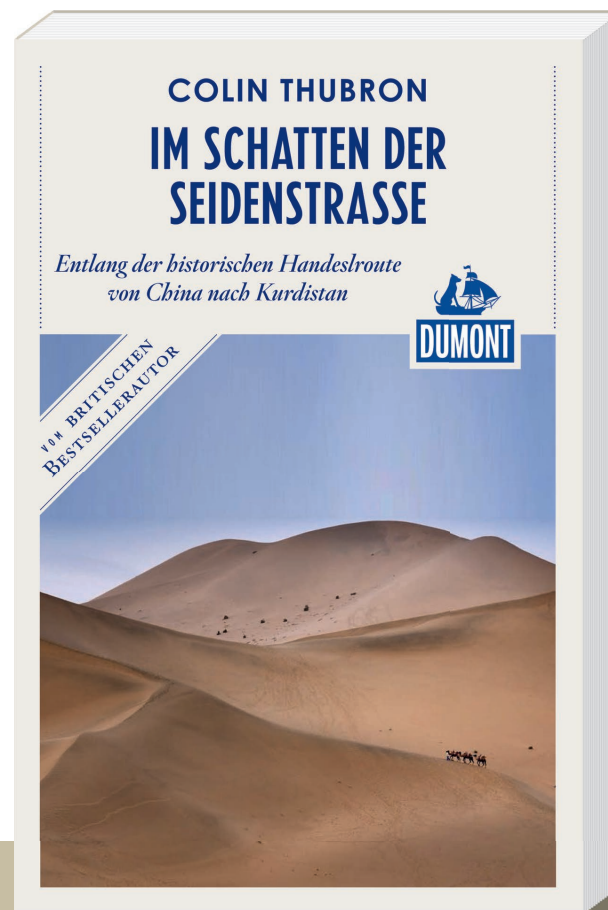
Eine große historische Handelsroute ganz neu erlebt

In Bussen, Zügen und Jeeps, auf Eselskarren und auf Kamelen folgt Colin Thubron dem Verlauf der ältesten und berühmtesten aller historischen Handelsrouten. Im Herzen Chinas beginnend, steigt sie in die zentralasiatischen Gebirgsmassive hinauf, sie führt durch den Norden Afghanistans und zieht sich durch die weiten Ebenen des Iran, bis sie schließlich im kurdischen Teil der Türkei endet. In sieben Monaten legt Colin Thubron insgesamt mehr als elftausend Kilometer zurück. Mit Zähigkeit, Ausdauer und bewundernswertem Durchhaltevermögen meistert er die Strapazen der Reise und seine persönlichen Reiseabenteuer. Er schildert, wie er einem betrunkenen Fahrer nur knapp entkommt, wie man ihn während der SARS-Epidemie in China kurzerhand wegsperrt oder wie er im Iran eine notwendige Zahnwurzelbehandlung ohne Betäubung überlebt. Vor allem aber ist er ein sensibler Beobachter, neugieriger Gesprächspartner und glänzender Erzähler, der die heutige Identität der Völker und Menschen entlang der historischen Route erspürt. Das geradezu poetisch geschriebene Werk zeigt Thubrons tiefe Passion für die Belange und das Verständnis einer Weltgegend, die uns weithin unbekannt ist.



Colin Thubron, 1939 in London geboren, gilt in Großbritannien als Großmeister des Travel Writing. Seine literarischen Reisereportagen zum Mittleren Osten, zur ehemaligen Sowjetunion sowie zu Zentralasien und China machten ihn landesweit bekannt. Nach »Among the Russians«, »Behind the Wall. A Journey through China«, »The Lost Heart of Asia« und »In Siberia« legt Thubron mit »Shadow of the Silk Road« den

Bericht über seine Reise entlang der historischen Seidenstraße vor. Er gewann mit seinen schriftstellerischen Arbeiten, darunter mehreren Romanen, zahlreiche Preise.



IM SCHATTEN DER SEIDENSTRASSE
VON COLIN THUBRON, ÜBERSETZT VON
WERNER LÖCHER-LAWRENDCE
PAPERBACK, 500 SEITEN
ISBN 978-3-7701-8259-6
PREIS 16,99 € [D]/17,50 € [A]/sFr. 25,90

ERSCHEINT OKTOBER 2013

Kapitel

1

Morgendämmerung

In der Morgendämmerung ist das Land leer. Ein Weg zieht sich über den See, eine Brücke aus silbrigem Granit, und dahinter, über seinem blassen Spiegelbild, leuchtet ein Tempel. Das Licht ist rein und still. Die Geräusche der Stadt sind verebbt, die Stille vertieft die Leere noch – der künstliche See, der Tempel, die Brücke sind wie die Kulisse einer vergessenen Zeremonie.

Ich steige die dreistufige Terrasse zum Schrein empor, neben mir wächst ein finsterer Berg auf, bis zum Himmel dicht mit uralten Bäumen bestanden. Meine Schritte klingen auf den Stufen zögerlich. Die neuen Steine und die alten Bäume verwirren mich ein wenig. Irgendwo im Wald über mir, zwischen den tausend Jahre alten Zypressen, liegt das Grab des Gelben Kaisers, des mythischen Urahnen des chinesischen Volkes.

Ein paar Pilger wandern im Tempelhof umher, Verkäufer bieten unter gelben Markisen gelbe Rosen an. Es ist ruhig und voller Schatten. Riesige Zypressen haben das Gelände erobert, grau und alt stehen sie da, fast wie versteinert. Eine von ihnen, so heißt es, hat der Gelbe Kaiser selbst gepflanzt, an eine andere hängte der große Kaiser Wudi, der den Tempel vor zweitausend Jahren errichten ließ, vor dem Gebet seinen Panzer.

Die Pilger fotografieren sich gegenseitig und nehmen, die Magie des Ortes nutzend, gewichtige Posen ein. Hier wird ihre Vergangenheit zu etwas Heiligem. Zu hören ist nur das Rascheln des Bambus und das Murmeln der Besucher, die in diesem Tempel dem eigenen Erbe huldigen, ihrem Stolz auf ihre Rolle in der Welt. Denn der Gelbe Kaiser ist der Erfinder der Zivilisation selbst. Er hat China geschaffen. Und die Weisheit.

Die Frau betrachtet einen Felsbrocken mit zwei riesigen Fußabdrücken. Sie ist zierlich und mädchenhaft und zuckt zusammen, als sie den Ausländer sieht. Ausländer kommen nicht hierher – sie lacht durch die Finger hindurch, sie wirkt verlegen. Die Fußabdrücke, sagt sie, sind vom Gelben Kaiser.

»Nicht wirklich?«

»Doch. Eine seiner Konkubinen hat danach Stiefel angefertigt. Er hat die Stiefel erfunden.«

Wir gehen an Gedenksteinen für frühe Kaiser entlang und kommen am Ende des Hofes zur Halle des Gründers der menschlichen Zivilisation. Der Altar steht voller Kerzen und Weihrauch, Plastikfrüchte türmen sich auf ihm. Der Blick der Frau, als ich sie frage, lässt meinen nicht los. Der Gelbe Kaiser hat die Schrift, die Musik und die Mathematik erfunden, sagt sie. Er hat die Seide entdeckt. Hier hat die Geschichte ihren Anfang genommen. Generation für Generation kommen die Leute her. »Und jetzt auch Sie. Sind Sie von Ihrer Regierung?« Ihr Blick senkt sich auf meine abgewetzte Hose und die staubigen Turnschuhe. »Oder Lehrer?«

»Ja«, lüge ich. Schon entfaltet sich eine neue Identität: die ei-

nes an chinesischer Geschichte interessierten Lehrers, auf den weit weg eine Familie wartet. Ich möchte nichts weiter gefragt werden.

»Deshalb sprechen Sie also Mandarin?«, sagt sie (auch wenn es schlecht und fast tonlos ist). »Und wohin führt Ihre Reise?«

Ich überlege, ob ich die Türkei oder das Mittelmeer nennen soll, doch das würde absurd klingen, und so höre ich mich antworten: »Die Seidenstraße entlang, nach Nordwesten, nach Kashgar.« Das klingt schon seltsam genug. Sie lächelt nervös. Sie hat das Gefühl, sich schon zu weit vorgetraut zu haben, und verstummt. Das unausgesprochene *Warum?* sammelt sich zwischen ihren Augen zu einem verlegenen Lilienmuster. Dieses *Warum?* wird in China selten ausgesprochen. Es ist zu aufdringlich, zu persönlich. Schweigend gehen wir weiter.

Manchmal beginnt eine Reise aus einer Hoffnung und einem Instinkt heraus, aus einer berauschenden Idee, während dein Finger über die Karte fährt: *Ja, hier und hier ... und hier. Das sind die Nervenenden der Welt ...*

Hundert Gründe verlangen danach, aufzubrechen. Du willst die Menschen aufsuchen, die leere Karte bevölkern. Du meinst zu ahnen, dort das Herz der Welt zu finden. Du gehst, um den wandelbaren Formen des Glaubens zu begegnen. Du gehst, weil du noch jung bist und dich nach Aufregung sehnst und nach dem Knirschen deiner Stiefel im Dreck. Du gehst, weil du alt bist und etwas verstehen willst, bevor es zu spät ist. Du gehst, weil du wissen willst, was dann passiert.

Wer der Seidenstraße folgt, folgt einem Geist. Sie fließt durch das Herz Asiens und ist offiziell doch verschwunden. Zurückgelassen hat sie das Muster ihrer Rastlosigkeit: falsche Grenzen, unkartierte Völker. Die Straße gabelt sich, mäandert, wo immer du bist. Es gibt keinen eindeutigen Weg, eher ein Gewebe aus Alternativen. Meine zieht sich mehr als elftausend Kilometer dahin und ist bisweilen gefährlich.

Der Blick der Frau im Tempel des Gelben Kaisers gleitet nach Norden. »Dort oben auf dem Berg wurde er begraben«, sagt sie. »Es steht geschrieben, dass die Menschen ihn an seinen Kleidern festzuhalten versuchten, als er zum Himmel auffuhr. Manche sagen, nur sie, seine Kleider, sind dort begraben. Aber das glaube ich nicht.« Sie spricht mit sanfter Stimme, in der ein Hauch unerklärter Traurigkeit zu spüren ist. »Das Grab ist klein, nicht so groß wie die Gräber späterer Kaiser. Ich glaube, das Leben war damals einfacher.«

Wir gehen unter den Dachtraufen des Tempels entlang, bis die Stille vom Stottern einiger Presslufthämmer und dem Stöhnen von Kipplastern durchbrochen wird.

»Sie bauen einen neuen Tempel«, sagt sie. »Für Feiern und Tagungen. Der hier ist zu klein. In den neuen werden fünftausend Menschen passen.«

Später sehe ich von oben auf den Bauplatz hinunter, auf dem der neue Tempel entsteht. Ich stelle mir die immergleichen typisch chinesischen Tempelpavillons aus blassem Granit vor. Dieser Ort, Huangling, liegt nur hundertsechzig Kilometer nördlich vom modernen Xi'an und doch tief in einer anderen Zeit verloren, einer Zeit der Erosion und Armut. Wer wird den Weg hierher auf sich nehmen?

Dennoch, die Anlage erlebt eine Neugeburt als Nationalheiligtum, der alte Tempel steht voller Gedenkstelen chinesischer Staatsmänner, die dem »Vater der Nation« huldigen. Ich finde in Stein gehauene Zeichen von Sun Yat-sen, aus dem Jahr 1912, und von Chiang Kai-shek, erwartbar grob, auch von Mao Zedong, der den Gelben Kaiser später als feudal verdammte, von Deng Xiaoping und dem verhassten Li Peng.

Der Baulärm erstirbt beim Hinaufsteigen des Wegs, der sich durch den Zypressenwald schlängelt. Von irgendwoher tönt das Klopfen eines Spechts, menschliche Stimmen hallen und verhallen über dir. Hier und da markiert eine gelbe Flagge an einer Bam-

busstange den Weg. Du sinkst zurück in die Zeit. Unter dem Gipfel wird der Weg zu einer steinernen Treppe, die Bäume werden zu Geisterwesen, die Stämme verdreht wie Zuckerstangen oder aufgebrochen, mit wirbelnden schieferblauen Adern. Hier stieg noch der größte Mandarin, selbst der Kaiser, aus seiner Sänfte und näherte sich dem Mausoleum zu Fuß.

Am Ende gibt es wenig, dessen Entdeckung nicht dem Gelben Kaiser zugeschrieben wird. Ob es die Musik ist oder der Kalender, der Gelbe Kaiser ist der Urvater. Er regierte hundert Jahre lang, bis 2597 vor Christus, bevor er auf einem Drachen zum Himmel auffuhr. Er war es, der das Erdfest und das Seidenfest begründete. Nach ihm weihten die herrschenden Kaiser das neu beginnende Jahr damit ein, dass sie eine rituelle Ackerfurche zogen, während die Kaiserinnen den Altar seiner Frau Leizu, der Herrin der Seidenraupen, mit Seidenraupenpuppen und Maulbeerblättern schmückten.

Der Legende nach entdeckte Leizu die Seide. Bei einem Spaziergang durch ihren Garten, so heißt es, sah sie einen merkwürdigen Wurm, der sich an einem Maulbeerblatt gütlich tat. Mehrere Tage lang beobachtete sie ihn dabei, wie er sich ein goldenes Netz spann, und stellte sich vor, es sei die Seele eines Vorfahren. Dann sah sie, wie der Wurm sich einspannt, und dachte, er sei tot – bis er als Motte wiedergeboren aus der Puppe brach. Verwirrt befingerte die Kaiserin den aufgebrochenen Kokon und ließ ihn aus Versehen in ihren Tee fallen, zupfte an dem weich gewordenen Gewebe, begann es zu entwirren und hielt schließlich staunend einen langen, schimmernden Seidenfaden in der Hand. Bald schon lehrte sie ihre Zeitgenossen, wie man Seide wob und diesen merkwürdigen Wurm züchtete. Als sie starb, wurde sie zu einer Göttin und zog ins Sternbild des Skorpions, ins »Seidenhaus«.

Man erreicht den Gipfel des Berges, den die Alten den Berg Qiao nannten. Weihrauch und Sonnenstrahlen dringen durch die Bäume. Seit dem achten Jahrhundert vor Christus bringen die

Menschen hier ihre Opfer dar, und Kaiser Wudi ließ eine Gebetsplattform errichten, die heute langsam zerfällt. Die wenigen Anwesenden starren mich in stummer Überraschung an. Neben der Plattform stehen betonmischergröße Fässer voller Räucherstäbchen, und ein an Seilen hängender Baumstamm schwingt gegen eine riesige Glocke, deren Klang den Wald erschüttert.

Dahinter, umgeben von einer düsteren Mauer, die so dicht von Zypressen umstanden ist, dass man sie kaum sehen kann, erhebt sich der Grabhügel des Gelben Kaisers. Er ist nur anderthalb Meter hoch und von Gebüsch überwuchert. Auf einem Pfad aus festgetretener Erde gehe ich vorsichtig um ihn herum. Auf der Grabstele vorn steht: »Der Drachenreiter auf dem Berg Qiao.« Man fragt sich, wie er wirklich gestorben ist und wer er war. Einige Historiker glauben, der Drache sei die Erinnerung an einen Meteor, bei dessen verheerendem Einschlag der Kaiser verschwand. Überbleibsel des Himmelskörpers wurden ganz in der Nähe gefunden.

Während man am Rand des Berges entlanggeht, wird das Rätsel noch größer. Die in allen Richtungen sichtbaren kargen Berge sind nicht Teil des klassischen chinesischen Reiches, sondern einer rauerer Welt. In Huangling deutet die Provinz Shaanxi Richtung Mongolei. Von hier aus drangen die Barbaren – Hunnen, Türken, Mongolen – nach Süden ins Herz Chinas vor, zu den von Menschen wimmelnden Städten am Gelben Fluss. In den genaueren alten Erzählungen ist der Gelbe Kaiser ein Vorläufer von ihnen, ein von Nordwesten einfallender Stammesführer, der die Menschen auf seinem Weg einte. Es ist schon sonderbar. Als wollten sie die Nomadenflut in kontrollierbare Geschichte verwandeln, erklärten die Weisen des Landes den Kaiser schon im elften Jahrhundert vor Christus zu ihrem Vorfahren im Lauf der Zeit. Er nahm die gelbe Farbe des inneren China an, wo der vom Wind herangetragene Löss der nördlichen Wüsten fruchtbare Felder bildete. Die barbarische Erde galt als schwarz und rot, Weiß war die Farbe des Todes und des Westens. Das Herz der

Welt war gelb.

Verwirrt kehre ich zum Grab zurück. Plötzlich ist der Hügel kein Relikt einer goldenen Epoche mehr, sondern das primitive Hügelgrab eines Nomadenhäuptlings. Der Vater Chinas war kein Chinese.

Was die Herrin der Seidenraupen betrifft, so verschwindet auch sie in den Falten der Geschichte. Lange vor ihr schon wurde entlang der chinesischen Flüsse Seide produziert. Vor mehr als sechstausend Jahren schnitzte jemand in einem jungsteinzeitlichen Dorf eine Seidenraupe in eine Elfenbeintasse, und Archäologen haben einen ähnlich alten künstlich aufgebrochenen Kokon gefunden. Seide aus dem späten dritten Jahrtausend vor Christus fand sich in einer zerstörten Stadt in Turkmenistan, noch weiter zurückdatieren lassen sich Funde von Spinnwerkzeugen und sogar rot gefärbten Seidenbändern.

Auf der Lichtung, nahe der Gebetsplattform, hält einer der Aufseher die Hand auf und hofft darauf, mir etwas Weihrauch verkaufen zu können, doch aus einer Laune heraus entscheide ich mich für eine andere Art der Achtungsbezeugung. Ich bringe den bemalten Baumstamm in Schwung, der sich schneller und wuchtiger bewegt, als ich es erwartet hätte. Er trifft die hängende Glocke, diffus dröhnt der Klang über die dunkle Lichtung und hallt noch lange nach. Wie ein melancholisches Wissen treibt er über die Plattform, den Wald und das Grab und ist irgendwie alarmierend. Die anderen Pilger drehen sich um und starren zu mir herüber. Der Klang wirkt intensiver als aller Weihrauch und alles Kerzenlicht.